

Nr. 52 Januar 2014

www.hastuzeit.de

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitschrift

nur für
Patienten

Gesundheit!



Liebe Leserinnen und Leser,

der Winter steht so langsam vor der Tür, genauso wie die Prüfungen. Wer fängt sich da nicht eine Grippe ein? Doch das Prüfungsamt darf zu Eurem Arzt gehen und nachprüfen, ob Ihr wirklich wegen Krankheit nicht mitschreiben konntet. Das nennt sich dann »Aufheben der Schweigepflicht«. In einigen Studiengängen wird das schon so gehandhabt. Wir haben zu diesem Thema eine Umfrage gemacht.

Außerdem haben wir uns für den Interessenteil Gedanken darüber gemacht, wie unser Essverhalten während der Vorlesungszeit aussieht. Wir haben weiterhin einen Studenten gebeten zu erzählen, wie das Leben mit der Krankheit Diabetes aussieht. Jeden Tag achtet er auf seine Ernährung und treibt regelmäßig Sport. Wann machen wir, die unter keiner Krankheit leiden, mal Sport? Zum Beispiel im Sport-

kurs: »Lucky Lindy hops the Atlantic«. Danach versauen sich aber einige ihren Körper durch das Rauchen. Oder ist das Unsinn? In einem Artikel versuchen wir über die Krankheit Krebs aufzuklären.

Kürzungs-Debatte an unserer MLU: Dazu haben wir unseren Rektor interviewt, eine kurze Zusammenfassung zur Demo in Magdeburg und zur Theaterbesetzung in Halle geschrieben. Bleibt zu hoffen, dass wir Studenten weiter demonstrieren werden. Unsere *hastuzeit* wird weitermachen. Schließlich kommt das nächste Heft Anfang April raus, damit Ihr alles über die Hochschulgruppen erfahrt, die sich zur Wahl stellen. Übrigens könnt Ihr Vertreter von diesen Gruppen auch live auf den Sturasitzungen erleben.

Johanna und Chris

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Johanna Sommer (verantwortlich), Christian Schoen

Redaktion: Caroline Bünning, Konrad Dieterich, Tobias Hoffmann, Julia Plagentz, Martin Wohlgefahr

Freie Mitarbeit: Claudia Czeszewski, Carola Garrecht, Jennifer Grote, Mirjam Hruby, Markus Kowalski, Stefan Raguse, Jost Simon Rathjen, Alida Sauer

Layout: Christian Schoen, Konrad Dieterich
Titelbild: Christian Schoen

Lektorat: Konrad Dieterich, Tobias Hoffmann, Julia Plagentz, Johanna Sommer, Martin Wohlgefahr, Claudia Czeszewski, Alida Sauer

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der Martin-Luther-Universität, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Druckerei H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 15.1.2014

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwährende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Stura-Gebäude statt (Anschrift siehe oben) und sind öffentlich.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1.5.2013.

Einige entsprechend gekennzeichnete Fotos stehen unter einer Creative-Commons-Lizenz. Erläuterungen und Vertragstexte zu den Lizenzen unter <http://creativecommons.org/licenses/>

Inhaltsverzeichnis



Stura aktuell – Die Seite des Studierendenrats der MLU	4
---	---

hastuUni



Sträter: Der Protest hat Wirkung gezeigt – Interview mit dem Rektor	5
Zwischenbericht von der Baustelle – Probleme im GSZ	7
Mit Rasseln und Kerzen – Demo in Magdeburg	9
»Die Zeit der Proteste ist vorbei« – Demo im Theater	10

hastuInteresse



Seelsorge im Studium – Patienten wünschen ein Gespräch	11
Studiengeflüster – Krebserregend?!	13
Was esse ich bloß? – Essverhalten der Studenten	15
Meistens gesund – Krankheit: Diabetes	17
Ärzte und ihre Grenzen – Umfrage zur Krankenscheinproblematik	19

hastuPause



Bauer sucht Party – Der Bauernclub zieht um	21
Shrek – Ein Buch-Film-Vergleich – Hässliche vs. schöne Prinzessin	23
Zwischen Liebe und Verblendung – »Tartuffe« im Theater	26
Absurd und nichtig – Rezension von »Der Fremde«	28
Das ewige Dilemma des Verlangens – Gedankenwelt der Sehnsüchte	29
Lucky Lindy hops the Atlantic – Sportkurs an der MLU	30
Die Wiege des Plastiks – Cradle to Cradle	31
Der ideale Mann – Maskulismus und Geschlechterrollen	33



Pinnwand – Vermischte Meldungen und Termine	35
--	----

Stura aktuell



Wettbewerb Marketing Hochschulwahl 2014 – 750 Euro Preisgeld

Für die bevorstehende Hochschulwahl 2014 wollen wir im frischen Gewand auftreten. Zwei Jahre lang hat unser lieber Dr. Mitbestimmung unermüdlich gegen Stimmverlust gekämpft. Jetzt gönnen wir ihm den verdienten Ruhestand. Doch dafür brauchen wir Eure neuen Ideen. Was wir suchen? Ein Rundum-sorglos-Paket zur Bewerbung der Hochschulwahl am 14. Mai 2014. Plakate, Flyer, Ideen für Veranstaltungen, vielleicht ein lustiges Video und und und ...

Was wir brauchen? Ein saugutes Kommunikationskonzept, mit dem wir sofort

loslegen können. Eurer Fantasie sind wie immer keine Grenzen gesetzt. Hauptsache, die Botschaft stimmt: Hochschulwahl ist wichtig – Deine Stimme entscheidet! Und das soll sich auch lohnen! Der Sieger erhält von uns satte 750 Euro Preisgeld.

Wenn Ihr mitmachen wollt, habt Ihr bis zum 16. März 2014 Zeit, Eure Ideen per Mail (oder Dropbox) an oeffentlichkeitsarbeit@stura.uni-halle.de einzureichen.

Ein wenig mehr Input findet Ihr auf www.stura.uni-halle.de.

Semesterticket – Stand der Dinge

Seit einigen Monaten verhandeln Stura, Studentenwerk und Verkehrsbetriebe um das Semesterticket. Bisher zahlt jeder Studierende mit seinem Semesterbeitrag 18 € für das Semesterticket Freizeit und kann zusätzlich das Semesterticket Plus erwerben. Die Verkehrsbetriebe HAVAG und MDV haben für dieses Sockelmodell Preissteigerungen angekündigt. So soll das Semesterticket Freizeit ab kommenden Oktober 24 € kosten, was einer Kostensteigerung von 33 % entspricht. Gleichzeitig haben die Verkehrsbetriebe andere Ticketmodelle vorgeschlagen, bei denen alle Studierenden ein teureres Ticket erwerben können, welches aber im gesamten Gebiet des Verkehrsverbundes MDV gültig ist.

Um in diesen Verhandlungen stärker auftreten zu können, haben wir uns mit dem Studierendenrat der Uni Leipzig und dem Studentenwerk Leipzig zusammengetan. Unser Ziel war es, ein möglichst günstiges Semesterticket zu verhandeln, welches für alle Studierenden aus Leipzig und Halle im gesamten MDV-Gebiet gültig ist. Denn je mehr Studierende solch ein Ticket haben, desto preiswerter müsste das Ticket sein, so unsere Überlegung. Mitte Januar gab es weitere Verhand-

lungen, über deren Ergebnisse wir Euch informieren wollen: Bisher ist noch keine Einigkeit erzielt worden, weil die Verkehrsbetriebe aus unserer Sicht zu hohe Preise für ein MDV-Semesterticket vorschlagen. Außerdem legen die Verkehrsbetriebe nicht offen, auf welcher Grundlage sie zu ihrem Preisvorschlag kommen. Das Anliegen der Verkehrsbetriebe ist es, mit dem neuen Semesterticket die gleichen Einnahmen wie bisher aus den Semestertickets und anderen Ticketverkäufen durch Studierende zu erzielen. Aus diesen Alteinnahmen ergibt sich deren Preisvorschlag. Wie die Höhe der Alteinnahmen berechnet wird, legen die Verkehrsbetriebe jedoch nicht offen. Da diese Alteinnahmen uns als nicht nachvollziehbar und als zu hoch erscheinen, erwarten wir nun Aufklärung von den Verkehrsbetrieben. Erst dann geht es in die nächste Verhandlungsrunde.

Was bedeutet das für Euch? Unabhängig vom Ergebnis der Verhandlungen werden wir Euch über das Verhandlungsergebnis, also über das zukünftige Semesterticket, entscheiden lassen. Wir halten Euch auf dem Laufenden! Bei weiteren Fragen schreibt uns eine Mail an semesterticket@stura.uni-halle.de.

Serviceleistungen

Technikleihe (Musikanlage, Beamer ...)

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

Kinderinsel

Gutschein für Verbraucherzentrale: www.stura.uni-halle.de/service/verbraucherzentrale/

Öffnungszeiten

Di	14.00 – 18.00 Uhr
Mi	13.00 – 16.00 Uhr
Do	14.00 – 18.00 Uhr

Feste Termine

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

jeden Donnerstag von 14.00 bis 16.00 Uhr

Anmeldung unter www.stura.uni-halle.de/service

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle

Tel. 0345 552 14 11

Fax. 0345 552 70 86

Mail: stura@uni-halle.de

www.stura.uni-halle.de

www.facebook.com/sturahalle



Sträter: Protest hat Wirkung gezeigt

Im Interview mit der *hastuzeit* zum »Bernburger Frieden« erklärt Uni-Rektor Sträter, warum er den Studierenden dankbar ist und doch nicht glaubt, dass diese mit dem Kompromiss zufrieden sind.

Guten Tag, Herr Prof. Dr. Sträter. Wissen Sie noch, was Sie nach dem »Bernburger Frieden« auf der Fahrt zurück nach Halle gedacht haben?

Da habe ich gedacht: Bernburger Frieden ist ein starkes Wort. Der Ministerpräsident hat lieber vom »Bernburger Durchbruch« gesprochen, und das ist es auch eigentlich: also die Eröffnung neuer Verhandlungen.

Die Wortschöpfung »Bernburger Frieden« ging durch die Medien. Die MZ vermutet eine Anspielung auf den »Westfälischen Frieden« nach dem Dreißigjährigen Krieg. Münster und Osnabrück, wo jener westfälische Friedensschluss einst verkündet worden ist, sind sehr stolz auf dieses Ereignis. Können die hallischen Studenten denn auch zufrieden oder sogar stolz auf das Ergebnis dieses »Friedens« sein?

Die hallischen Studierenden sind sicher nicht zufrieden. Weil wir in gewisser Weise einen für uns sehr günstigen Kompromiss erzielt, aber eben die Kürzungen nicht völlig abgewendet haben. Das schien uns Rektoren unrealistisch. Wir sind sehr zufrieden mit dem, was wir erreichen konnten und was verabedet worden ist.

Herr Haseloff hat gegen Ende auch nicht den Eindruck erweckt, als wolle er mit aller Gewalt jeden Plan durchset-

zen. Ein Vorwurf lautet, man habe sich zu früh mit den Kürzungen abgefunden. Hätte man mit dem Schließen des Kompromisses nicht noch etwas warten können?

Ich denke, dass nicht mehr zu erreichen gewesen wäre. Wir haben die Möglichkeiten ausgereizt. Es ist viel von den drohenden Kürzungsmaßnahmen abgewendet worden. Wir blicken auf eine gewisse Stabilität im Budget bis 2019. Wir leisten einen Konsolidierungsbeitrag von 1,5 %. Das sind 0,5 % mehr, als wir ohnehin geleistet haben. Also ich denke, sehr viel mehr wäre da nicht drin gewesen.

Wenn Sie an die letzten Wochen und Monate zurückdenken: Es war ja einiges los. Wie haben Sie die Zeit mit Protesten, internen Papieren, Hallenser und Magdeburger Animositäten erlebt?

Ich bin zunächst einmal sehr froh über diese Proteste. Man kann rundheraus sagen, ohne die Proteste, beginnend mit dem 30. April 2013 auf dem Markt in Halle, hätte sich sicherlich auf diese Weise nichts bewegt. Und diese Proteste haben auch in der Politik Überraschung und auch viel Bewegung ausgelöst. Also zunächst einmal: Sehr herzlichen Dank an alle, die sich beteiligt haben. Auf dem Markt, am Uni-platz oder auch in Magdeburg. Das hat gezeigt, dass es ein ganz großes Engagement für die Universität in Halle, auch speziell für die Hochschulmedizin, gibt. Und dass nicht nur die Studierenden bei den Demonstrationen waren, sondern auch viele Hallenserinnen und Hallenser aus ganz verschiedenen Bereichen.

Viele Studierende sollen sich gewundert haben, dass Sie so selten auf den Demonstrationen als Redner aufgetreten sind. Warum war das so?

Ich glaube nicht, dass ich so selten aufgetreten bin. Ich bin bei der ersten Demonstration am 30. April 2013 aufgetreten. Und ich bin dann am 15. Mai auf dem Uni-platz als Redner aufgetreten, ich habe dann in Magdeburg dem Kollegen Strackeljan den Vortritt gelassen. Und bei der gemeinsamen Demonstration mit den Kultureinrichtungen in Halle war ich mit in der ersten Reihe der Demonstranten.

Nun plant das Land auch – anders als andere Bundesländer – seine Zuschüsse für die Studentenwerke massiv zu reduzieren. Das Ergebnis werden sicherlich höhere Semestergebühren sein. Dazu auch Kürzungen im Kulturbereich, die sich wohl nicht milde abfassen lassen. Verliert Halle hier nicht gerade zu massiv an Attraktivität?

Das ist natürlich ein starkes Argument für den Erhalt der Wissenschafts- und Kultureinrichtungen. Die sind im Grunde das Pfund, mit dem wir wuchern können. Und die machen viel von der Attraktivität von Halle und auch der anderen Städte in Sachsen-Anhalt aus. Hier sind massive Kürzungen fehl am Platz. Was die Studentenwerke an-

belangt – da müssen wir weiter reden. Jetzt ist der Haushalt des Landes für 2014 verabschiedet, aber der Doppelhaushalt 2015/16 muss erst noch verhandelt werden.

Sind Sie denn optimistisch, dass man zum Beispiel bezüglich der Zuschüsse für die Studentenwerke noch etwas abmildern kann?

Hier wird man sich aus dem gesamtdeutschen Vergleich nicht verabschieden können. Das heißt, Sachsen-Anhalt wird kaum als erstes und einziges Land die Zuschüsse komplett streichen können.

Auf der Senatssitzung im Dezember hatte man den Eindruck gewonnen, dass zwar eine strukturelle Neuordnung gefordert wird, aber auch, dass die Bereitschaft dafür nicht unbedingt vorhanden ist. Ist es überhaupt realistisch, dass man hier jetzt über eine wirkliche Neuausrichtung beraten kann?

Wir müssen hier unterscheiden: einmal zwischen der gesamten Hochschulstruktur des Landes Sachsen-Anhalt und den Profilen der einzelnen Hochschulen. Die erste Aufgabe, die zu lösen ist, ist, die Hochschulstruktur des Landes zu bestimmen. Das soll in den ersten Monaten dieses Jahres passieren, und dafür macht das Ministerium für Wissenschaft und Wirtschaft den Aufschlag. Hier gibt es sicher einige Möglichkeiten zu justieren, aber große Veränderungen kann es insofern nicht geben, als es für alle Standorte Standortgarantien des Ministerpräsidenten gibt. Zudem hat sich der Landtag für den Erhalt der Studienplätze ausgesprochen. Was die einzelnen Hochschulen angeht, gibt es sicher einige Möglichkeiten, die Profile zu schärfen. Das wird aber auch nichts völlig Neues sein. Wir haben hier zum Beispiel seit Jahren vier etablierte Forschungsschwerpunkte, die wird man nicht gegen andere austauschen. So etwas muss über Jahre wachsen. Wir werden auf diesen Linien weiterarbeiten.

Aber wird über die Schließung von Fakultäten, die im Bereich Forschung vielleicht nicht herausragen, nachgedacht?

Die Schließung von ganzen Fakultäten ist überhaupt nicht im Gespräch. Es wird über verschiedene Institute nachgedacht beziehungsweise Untereinheiten von Instituten, die Seminare. Aber die Schließung kompletter Fakultäten ist nicht im Blick.

In Jena soll nun auch massiv gespart werden. Ist der Gesellschaft Bildung für die kommende Generation zu wenig wert?

Das würde ich mal die zuständigen Politiker fragen, die Kürzungspläne entwickeln. Tatsache ist, dass nicht nur in Sachsen-Anhalt gespart wird. Sondern es gibt Kürzungspläne in Sachsen und Thüringen. Und auch das ist ein Grund für die drei mitteldeutschen Universitäten Halle, Jena und Leipzig, hier im engen Kontakt miteinander zu bleiben.

*Interview: Tobias Hoffmann
Foto: Christian Schoen*

- Weitere Artikel zum Thema:
<http://hastuzeit.de/tag/stellenabbau/>

Zwischenbericht von der Baustelle

2015 soll das neue Geistes- und Sozialwissenschaftliche Zentrum feierlich eröffnet werden.
Die Arbeiten liegen aktuell im Zeitplan. Wir werfen einen Blick in die Zukunft.



Zweckmäßige Architektur: Bibliothek und Institutsneubau am Steintorcampus

Eigentlich ist den meisten Studenten das, was sich hinter dem Bauzaun zwischen Emil-Abderhalden-Straße und Ludwig-Wucherer-Straße verbirgt, ein großes Mysterium. Man nennt es das »GSZ« oder den Steintor-Campus. Das Kürzel GSZ – nicht zu verwechseln mit GEZ oder GZSZ – bedeutet Geistes- und Sozialwissenschaftliches Zentrum. So weit, so gut. Doch welche Studiengänge sollen dann künftig dort einziehen? Und wann? Und vor allem: Warum?

Professor Dr. Andreas Ranft vom Institut für Geschichte ist Baubeauftragter der Philosophischen Fakultät I. Diesen Job teilt er sich mit Prof. Dr. Olaf Peters vom Institut für Kunstgeschichte, da schließlich auch jemand ein Auge auf die Bauästhetik werfen sollte. Beide können selbst nichts entscheiden, in schwierigen Fragen aber ihre Stimme erheben, was sie in

Sachen Bibliothek auch mehrfach taten. »Die Grundidee bestand darin, alle Geisteswissenschaften an einem Ort zu bündeln«, erklärt Ranft. Das brächte mehrere Vorteile. Zum einen würde den Studenten die Organisation ihres Studiums erleichtert – Pendeln zwischen Hohem Weg und Uni-Campus fiele beispielsweise weg. Zum anderen könnten Lehre und Forschung durch mehr spontane Kommunikation und Kooperation bereichert werden. Die Grundidee und auch die Wahl des Standortes sind vernünftig, aber die Qualität des

Neubaus ist zu sehr an die bestehenden finanziellen Mittel gebunden«, gibt Ranft zu bedenken.

Die finanziellen Mittel sind knapp

Nach Angaben des Rektorats belaufen sich die Gesamtkosten auf ca. 52 Millionen Euro, bestehend aus 20 Millionen für den Bibliotheksneubau und ca. 32 Millionen für die Institutsflächen. Das Problem: Der Bau begann erst acht Jahre, nachdem diese Kostenvoranschläge getroffen wurden. Das Projekt wird zu 75 Prozent aus EU-Fördermitteln finanziert, den übrigen Anteil stellt das Land Sachsen-Anhalt. Der 52-Millionen-Euro-Deckel ist fest, und danach muss gebaut werden.

Dumm nur, wenn auf dem Gelände wertvolle Altbauten des ehemaligen landwirtschaftlichen Instituts stehen, deren Sanierung und Erhaltung den Kostenrahmen gesprengt hätte. Die günstigste Lösung war der Abriss. Doch ließ der amtierende Kanzler Horst-Dieter Foerster mitteilen: »Die städtebaulich prägenden Gebäude entlang der Ludwig-Wucherer-Straße und der Adam-Kuckhoff-Straße bleiben erhalten und werden saniert.« Auch dürfen das Museum für Haustierkunde »Julius Kühn« sowie zwei weitere Altgebäude auf dem Campus verbleiben.

Die Erhaltung einiger Baudenkmäler wird leider nicht über die sonst eher zweckmäßige Architektur des Neubaus hinwegtrösten. Wahrscheinlich werden sie wie einsame Mahnmale einer vergangenen Ära wirken. »Das neue GSZ wird eher den Charakter eines Verwaltungsgebäudes haben«, erläutert Ranft. »Die langen und sehr schmalen Innenflure werden lediglich künstliches Licht haben und während der Sprechstunden mit Sicherheit verstopft sein.«

»Wie Fische auf dem Trockenen«

Hauptsächlich von der knappen finanziellen Kalkulation betroffen ist der Bibliotheksneubau. Ursprüngliche Pläne sahen eine große Präsenzbibliothek ähnlich dem Juridicum vor. Bedingt durch knappe Kassen wird die Bibliothek um eine ganze Etage gekürzt. »Knotenpunkt ist die neue Bibliothek, ohne die die Geisteswissenschaftler wie Fische auf dem Trockenen liegen«, erklärt Ranft. »Insofern hat es schon absurde Züge, dass der Bibliothek handstreichartig nach vollendeter Planung schlicht ein ganzes Stockwerk gekappt wurde mit der Folge, dass noch weniger Arbeitsplätze ausgewiesen werden können«. Die Stellfläche ist beim Einzug zu klein, das heißt, es wird keine Räumlichkeiten geben, in denen die Studenten arbeiten können. Anstelle einer Präsenzbibliothek wird es nur eine Ausleihbibliothek geben.

In der Praxis sieht das dann so aus: Ein Historiker, der am Steintor-Campus studiert, geht in seine Bibliothek, leiht sich ein Buch aus und setzt sich zum Arbeiten aber ins Juridicum am Uni-Campus. Immer wieder erhob Ranft Einspruch. Im-

mer wieder sendete die Bibliotheksleiterin der Sozialwissenschaften Mahnungen an das Rektorat, die dann aber einfach überhört wurden.

Nicht alle ziehen ein

Eine Frage bleibt: Welche Studiengänge zählen denn eigentlich zu den Geisteswissenschaften? Nach Angaben des Rektorats ziehen in das neue GSZ: Kunstgeschichte und Archäologie, Politikwissenschaft und Japanologie, Psychologie und Philosophie, Soziologie, Anglistik und Amerikanistik, Geschichte, Germanistik, Romanistik, Slavistik, Sprechwissenschaften und Phonetik. Ausnahmen sind Pädagogik und Theologie, die in den Franckeschen Stiftungen verbleiben. Da das hallesche Max-Planck-Institut sehr eng mit dem Institut für Ethnologie der MLU zusammenarbeitet und dieses wiederum mit dem Institut für Orientalistik, bleiben diese beiden universitären Einrichtungen weiterhin an ihrem Standort im Mühlwegviertel. Auch das Institut für Musik bleibt in der Dachritzstraße. Für die Medien- und Kommunikationswissenschaften sowie die Sportwissenschaft ist ebenfalls kein Platz im GSZ vorgesehen.

Die Diskussion um eine Umbenennung der Emil-Abderhalden-Straße führt nicht zu Bauverzögerungen. Die ersten Sanierungsobjekte werden bereits Ende des Jahres baulich fertig gestellt werden können. Die ersten Bezüge durch die MLU sind laut Kanzler im Sommer 2014 möglich. Ein offizieller Eröffnungstermin ist aber noch nicht bekannt, er wird voraussichtlich im zweiten Halbjahr 2015 stattfinden. Dann wird der Uni-Platz nicht leerer sein, aber das Juridicum voller.

Text: Katharina Deparade

Foto: Christian Schoen

- Weitere Artikel zum Thema:
<http://hastuzeit.de/tag/gsz/>

Mit Rasseln und Kerzen

Kurz vor der Verabschiedung des Haushalts wurde vor dem Landtag in Magdeburg noch einmal demonstriert

Am 11. Dezember 2013 wurde endlich der Landeshaushaltsplan für 2014 in Magdeburg beschlossen. Ursprünglich war die Sitzung für den 12. Dezember 2013 geplant gewesen, doch wurde sie um einen Tag vorverlegt. Auf viele Demonstranten wirkte dies wie eine Flucht vor der geplanten Protestaktion.

Tatsächlich hatte der Stura der MLU Busse und Plakate für den späteren Termin vorbereitet. Trotzdem fanden mehrere hundert Demonstranten aus Kultur, Sozialeinrichtungen und Bildung ihren Weg zum Landtag. Doch waren von den Veranstaltern viel mehr Menschen erwartet worden. Die Gründe dürften vielfältig sein. So konnte jener Bus, der Demonstranten aus Halle und Merseburg abholen sollte, in Merseburg keine Leute auffinden. Aus Halle waren keine Kulturschaffenden dabei, weil sie an einer 48-stündigen »Besetzung« der Kulturinsel teilnahmen. So kamen nur eine Handvoll Studenten und Mitarbeiter der Uni Halle mit nach Magdeburg.

Als der Bus schließlich ankam, war die Demonstration bereits voll im Gange. Die Fraktionsmitglieder von SPD und CDU hatten sich schon zuvor im Landtag verschanzt oder kamen durch den Hintereingang. Dennoch machten die Demonstranten lautstark ihrem Unmut Luft. So wurden jene Politiker mit Rasseln, Sprechchören und Konfetti begrüßt, die sich dennoch durch den Vordereingang gewagt hatten. Mit Kerzen am Aufgang zum Landtag trugen die Demonstranten daraufhin Bildung und Kultur symbolisch zu Grabe. Trotz der geringeren Anzahl der Demonstranten konnte man von einem großen Spektakel sprechen, mit dem ein Zeichen gegen die vor allem sinnlose Kürzungspolitik der Regierung gesetzt werden sollte.

Beschlossen wurde der Haushaltsplan trotzdem.



Text: Jost Simon Rathjen
Foto: Johannes Filter, Stura OvGU Magdeburg

»Die Zeit der Proteste ist vorbei«

Was ändert sich in 2014 durch die Kürzungen am Theater? Eine Zwischenbilanz

Theater und Uni gehören in Halle zusammen: Der Universitätsplatz grenzt direkt an die Kulturinsel und die Oper. Sowohl das Theater als auch die Uni sind von den Kürzungsplänen der Landesregierung betroffen. Noch im Dezember brachte die einzigartige 48-Stunden-Theaterbesetzung die Protestwelle des vergangenen Jahres zum Höhepunkt: Bei Lagerfeuer und Protestliedern rückten die Hallenser zusammen, auch viele Studenten waren bei der Besetzung dabei. Doch es half nichts, in diesem Jahr werden dem Theater 3 Millionen Euro weniger vom Land zustehen. Was bedeutet das konkret?

»Das weiß keiner so genau«, sagt Rolf Stiska, Geschäftsführer der Theater, Oper und Orchester GmbH. »Die Möglichkeit einer Insolvenz besteht nach wie vor, das will aber keiner. Im Februar wird es ein Gespräch zwischen der Stadt Halle und

dem Kultusministerium geben, um zu einer Lösung zu kommen.« Denn bis zuletzt erhielten die Theater in Halle jährlich 21 Mio. Euro von der Stadt und 12 Mio. Euro vom Land. Seit diesem Jahr wird das Land rund 3 Mio. Euro weniger für die Theater in Halle ausgeben, also rund 9 Mio. Euro.

Daher wird es zu »Strukturveränderungen« kommen, was die Theaterbesucher erst einmal nicht merken werden: Schlagartige Preiserhöhungen bei den Eintrittspreisen sind nicht geplant, bis zum Ende der aktuellen Spielzeit im Sommer 2014 werden alle Vorstellungen wie bisher weitergehen. Ab dem Sommer 2015 könne es aber zu Kündigungen bei den Mitarbeitern und Schauspielern der Theater kommen, Genaues sei momentan aber noch unklar. Die Qualität der Aufführungen soll aber definitiv beibehalten werden.

Werden die Theater die Kürzungen hinnehmen müssen? »Die Zeit der Proteste ist vorbei, jetzt müssen Gespräche folgen«, sagt Stiska nüchtern. »Es gibt aber Gesprächsbereitschaft beim Kultusministerium, auch der Landtag wird sich weiter mit dem Thema beschäftigen.« Denn erst im Dezember 2013 brachte die Volksinitiative »Kulturland Sachsen-Anhalt retten!« mit rund 30 000 gesammelten Unterschriften das Thema auf die Tagesordnung des Landtages. Dabei sprach Olaf Schöder, Sänger an der Oper Halle, vor den Abgeordneten.

Was können wir Studenten jetzt tun? »Dass wir gemeinsam gegen die Kürzungen am Theater und an der Universität protestiert haben, war toll, da sitzen wir in einem Boot«, stellt Stiska fest. »Wenn die Studenten die Theater nun möglichst gut besuchen, wäre das ein starkes Signal an die Regierung, dass die Studenten das Theater wollen!«

Text und Foto: Markus Kowalski





Seelsorge im Studium

Im Studium der evangelischen Theologie wurde für das Wintersemester 2013 im Modul Praktische Theologie ein Seelsorge-Seminar angeboten.

Oktober 2013

Im Oktober werde ich zum ersten Mal in meinem Leben mit dem Thema Seelsorge konfrontiert. Ich habe überhaupt keine Ahnung, was das eigentlich sein soll. Spricht man da mit jemand Tieftraurigem, um ihn wieder fröhlich zu machen? Oder wird da ein Patient bis zu seinem letzten Atemzug betreut? Es kann ja auch sein, dass ich hier nur lerne, wie ich mit einem fremden Menschen ein Gebet spreche, damit es ihm besser geht.

Der Seminarraum ist überfüllt. Gefühlte 40 Leute sitzen in einem Raum, in dem sonst nur acht Leute ein Seminar besuchen. Zuerst stellen sich die betreuenden Professoren vor, danach sind alle Studenten an der Reihe. Viele haben schon Praktika im Krankenhaus gemacht oder schon Erfahrungen mit der Seelsorge gesammelt. Einige Studenten aus dem Fach Psychologie sind ebenfalls dabei. Erschreckend hab ich festgestellt, dass ich die Einzige bin, die nur ihren Namen sagen kann und dass ich mich auf das Seminar freue, aber keine Referenz vorzuweisen habe.

Ich erfahre, dass das Seminar zu Beginn nur aus Theoriestunden bestehen wird, danach wird das vorher gesammelte Wissen in Rollenspielen geübt, um anschließend zwei, drei Besuche im Krankenhaus St. Elisabeth zu absolvieren. Für die Theoriestunden werden uns drei Bücher empfohlen, die

wir unbedingt lesen sollen: »Oskar und die Dame in Rosa« (Éric-Emmanuel Schmitt), »Einführung in das helfende Gespräch« (Günther Eisele, Reinhold Lindner) und »Seelsorge« (Michael Klessmann). Das erste Buch handelt von einem krebserkrankten Kind namens Oskar. Nur die Dame Rosa, eine Seelsorgerin, hört ihm zu und spricht mit ihm über seinen baldigen Tod. Das zweite Buch ist auf die Psychologie eingegangen. Wie man ein Gespräch angenehm führt, wird mit vielen Lehrbeispielen verdeutlicht. Es wird auch darauf hingewiesen, dass man verstehend und empathisch-spiegelnd reagieren soll. Letzteres wird wie folgt erklärt: Im Buch steht, dass jemand seine Schwiegermutter 39 Jahre lang gehasst hat und deswegen krank geworden ist. Aber die Krankheit wurde, laut Arzt, zwei Jahre nach dem Tod der Schwiegermutter festgestellt. Als Seelsorge antwortet man dann so: »Dass das Verhält-

nis zu Ihrer Schwiegermutter so schlecht war, plagt sie immer noch, und Sie denken sogar, dass Sie deswegen krank geworden sind.« Der Patient bejaht dies und erzählt, dass ihn das gestörte Verhältnis von damals immer noch bedrückt. Besonders das richtige Zuhören ist wichtig. Man muss heraushören, wo die Probleme des Patienten liegen könnten und direkt danach fragen, um so helfen zu können. Das letzte Buch hat nur eine allgemeine Definition in Hinblick auf die Entwicklung der Zusammenarbeit von Krankenhaus und Seelsorge aufgezeigt.

November 2013

Zwischen den Theoriestunden haben wir von unseren Professoren eine Führung durch das Elisabeth Krankenhaus erhalten. Hier werden wir dann in Zweiertteams auf eine Station unserer Wahl gehen.

Einige Fragen konnte uns die Literatur nicht beantworten. Was sollen wir denn nun machen, wenn kein Patient mit uns reden möchte? Sollen wir mit den Patienten beten, wenn sie das möchten? Mit Bibel hingehen oder ohne? Müssen wir nur über Gott reden, kann man nicht auch über was anderes reden? Auf diese Fragen haben die Professoren geantwortet:

Bevor wir in die Patientenräume hineingehen, fragen wir zuerst bei der Stationsschwester nach, ob jemand reden möchte. Meistens wissen diese dann, wo man hingehen soll. Und wenn die Schwestern auch keinen Rat haben, kann man sich gerne ein Zimmer aussuchen und nachfragen, ob ein Gespräch erwünscht ist. Es kann sein, dass kein Patient Bedarf hat. Aber das ist nicht schlimm, es bedeutet, dass es ihnen gut geht. Ein Seelsorger ist nicht dazu verpflichtet, nur über Gott zu reden. Der Patient bestimmt den Inhalt des Gespräches. Wer es sich nicht traut ein Gebet auf Nachfrage durchzuführen, der sagt dann Bescheid und ein anderer Student macht das. Bei der letzten Frage, wie man ein Gespräch höflich beendet, wenn ein Patient stundenlang weitererzählen könnte, haben wir ein Rollenspiel durchgeführt. Man unterbricht freundlich und weist daraufhin, dass man leider keine Zeit mehr hat.

Ein weiterer Punkt bei den Rollenspielen war die Seelsorge bei einem Komapatienten. Ich hab mir vorher gedacht, dass ich ihm erzählen könnte was ich möchte, er hört mich doch nicht, aber das war falsch. Patienten die wieder zu Bewusstsein gelangt sind, haben berichtet, dass einige Worte zu ihnen durchgedrungen sind. Zum Beispiel haben die Familienmitglieder immer wieder die Lieblingsmusik abgespielt. Das haben die Komapatienten wahrgenommen und fanden sie nach dem Aufwachen furchtbar - der Song hing ihnen zum Halse raus.

Mir ist dabei klar geworden, dass schon Kleinigkeiten ein Gespräch erleichtern, aber auch erschweren können. Anklöpfen und Hände desinfizieren ist ein Muss und hinterlässt einen guten Eindruck. Nachdem ich mich vorgestellt habe, achte ich auf die Mimik der Gesichter, ob ein Gespräch erwünscht ist. Wer mich dann weder anschaut noch beachtet, hat keinen Bedarf. Dann setze ich mich so hin, dass ich neben dem Krankenbett bin, aber den Stuhl so hinstelle, dass die Patientin mir

entspannt ins Gesicht schauen kann, ohne den Kopf zu verdrehen. Zu guter Letzt nehme ich mir vor, entspannt und freundlich zu sein.

Dezember 2013

In der letzten Sitzung wurden wir alle auf die verschiedenen Stationen eingeteilt. Ich habe mich mit einer weiteren Studentin für die Onkologie entschieden. Weiterhin erfuhren wir noch, dass wir, wenn wir uns für einen Besuchstermin entschieden haben, zuerst bei der Seelsorge im Krankenhaus anrufen müssen. Von diesen werden wir dann auf die Station gebracht, dort den Schwestern vorgestellt und erhalten ein Namensschild. Es ist auch sehr wichtig, dass jeder Student ein Gesprächsprotokoll von dem ersten Gespräch anfertigen muss. In der Anleitung wurde nochmals daraufhin gewiesen, dass alles vertraulich behandelt wird, denn ein Seelsorger steht wie ein Arzt unter Schweigepflicht. Im Gegensatz zum Arzt, der vor dem Gericht seine Schweigepflicht aufgeben muss, kann der Seelsorger von seiner Verweigerungspflicht Gebrauch machen. Wir können zwei bis drei Besuche machen – dabei ist es egal, wie lange sie dauern. Wichtig ist, dass auch wir uns bei den Gesprächen wohlfühlen.

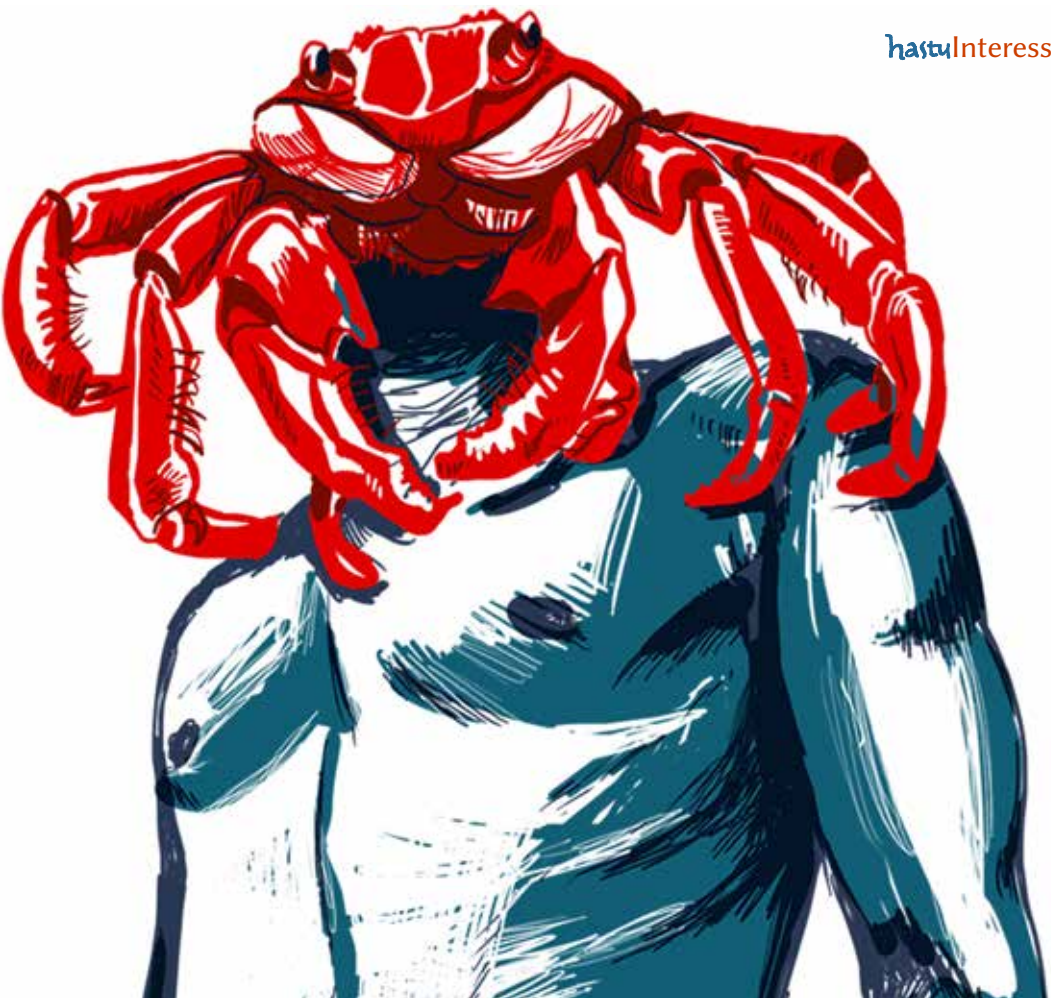
Januar 2013

Die ersten Besuche habe ich hinter mich gebracht. Die Vorbereitungen haben wirklich geholfen. Es fiel mir auch nicht schwer, das Gesprächsprotokoll vor den anderen Seminarteilnehmer zu präsentieren und mit ihnen auszuwerten.

Insgesamt betrachtet war es eine interessante Erfahrung, aber beruflich möchte ich das nicht machen. Um ehrlich zu sein: Jeden Tag mit anderen Menschen konfrontiert zu werden, die bald sterben, könnte ich auf Dauer ohne Nachwirkungen nicht ertragen.

Text: Johanna Sommer

Foto: Matt Nicholas: »Priest's Leap«, flickr.com/photos/mattnic/9599898548/, (CC BY-NC-SA 2.0)



Studiengeflüster

263 Studiengänge an 10 Fakultäten bietet die MLU, eine beinahe unübersichtliche Anzahl. In unserer neuen Rubrik »Studiengeflüster« stellen unsere Autoren kurz und knapp interessante Aspekte ihres eigenen Studiums vor, die sie gern einmal mit euch teilen möchten.

Teil 1: Was heißt eigentlich »krebserregend«?

Sätze, die man jeden Sommer auf der Peißnitz hört: »Du isst das angebrannte Würstchen noch!?! Das ist doch krebserregend.« – Der Versuch einer Erklärung

Wir werden täglich bombardiert von Schlagzeilen: »Zu viel Tee trinken kann krebserregend sein«, »Zu wenig Tee fördert Krebs« oder »Teebeutel enthalten krebserregende Substanzen«. Und dann meckert auch noch der Freund über das leckere Grillwürstchen. Was bedeutet der Begriff »krebserregend« aber? Das Ganze klingt erst einmal tri-

vial. Rauchen ist krebserregend. Wer zu viel raucht, bekommt Krebs. Klar. Warum aber ist dann der kettenrauchende Opa noch putzmunter? Für mich war die Klärung des Begriffs einer der interessantesten Momente im Bachelor.

»Erregend« heißt nicht zwangsläufig »auslösend«. Jeder, der nach einer Party voller hübscher Menschen einmal alleine nach Hause gegangen ist, weiß das. »Erregend« bedeutet erst einmal so etwas wie »die Wahrscheinlichkeit erhöhend«. Ob das nun der perfekte Partner auf einer Feier oder eben die Chance auf ein Krebsgeschwür ist. So verhält es sich dann auch mit krebserregenden Substanzen. Krebs beruht zu einem guten Teil auf Mutationen. Schädigt eine Substanz also beispielsweise das Erbgut und setzt man sich dieser Substanz aus, kann eine Mutation die Folge sein. Das geschieht nicht

zwangsläufig, denn es gibt eine Vielzahl an Mechanismen, die versuchen, genau das zu verhindern. Schon hier treffen wir wieder auf die oben erwähnte erhöhte Wahrscheinlichkeit. Je häufiger man Kontakt zu der Substanz hat, desto wahrscheinlicher ist es, dass irgendwann einmal alle Schutzmechanismen versagen. Die Substanz hat nun also eine Mutation in einer einzelnen Körperzelle verursacht. Der Körper entwickelt nun aber noch kein Krebsgeschwür.

Es braucht mehrere Mutationen

Dafür müssen in einer Zelle mehrere Mutationen stattfinden. Um Krebs auszulösen, braucht es – nach einer Faustregel – fünf Mutationen in derselben Zelle. Übrigens liegt hier einer der Gründe, warum häufiger alte Menschen Krebs entwickeln als junge. Je mehr Zeit vergeht, desto wahrscheinlicher ist es auch, dass fünf Mal dieselbe Zelle getroffen wird. Mutationen können ganz verschiedene Auswirkungen haben. Manche verhindern den kontrollierten Zelltod, der eigentlich beschädigte Zellen aussondern soll. Andere erhöhen die Zellteilung, verstärken das Zellwachstum oder regen etwa die Sauerstoff- und Nährstoffversorgung an. Ein wichtiger Punkt hier: Trägt eine Zelle eine Mutation, die etwa eine schnellere Zellteilung bewirkt, nimmt der Anteil der Zellen mit dieser Eigenschaft gegenüber den normalen Zellen zu, denn die Mutation wird stets weitergegeben. Gibt es nun mehr Zellen mit einer Mutation, ist es wiederum wahrscheinlicher, dass die Substanz von oben bei erneutem Kontakt auf eine schon einmal mutierte Zelle trifft. Läuft es jetzt schlecht, gibt es bereits zwei Mutationen.

Diese zweifach mutierte Zelle wiederum hat erneut eine Art Vorteil gegenüber ihren Nachbarzellen gewonnen. Beispielsweise reagiert sie nicht mehr auf solche Signale, die ihren kontrollierten Zelltod verursachen sollten. Wiederum werden sich solche Zellen eher vermehren und ihren Anteil am Gesamtgewebe erhöhen. Das beschriebene Phänomen setzt sich fort. Eine fünffach mutierte Zelle ist also vereinfacht gesprochen schneller im Teilen, wächst schneller, stirbt nicht und ist besser mit Sauerstoff und Nährstoffen versorgt. Sie ist den Zellen ihrer Umgebung überlegen. Man spricht von einem Mikroevolutionsprozess. Zusätzlich dazu tut diese Zelle auch nicht mehr das, wozu sie und ihre Nachbarn eigentlich zuständig sind, etwa die Lunge auskleiden. Vereinfacht und personifiziert gesagt: Die umliegenden Zellen tun alles für das Gewebe bzw. den Organismus als Ganzen. Die Krebszelle denkt nur an sich. Nun kann ein Tumor, ein ständig wachsender Zellhaufen, entstehen.

Ein Opa und die halbe Wahrheit

Warum ist nun aber der Opa noch gesund? Nun, er kann ganz einfach Glück gehabt haben, dass keine Zelle die erforderlichen fünf Mutationen erreicht hat. Bevor man sich jetzt der Illusion hingibt, dass dann ja alles halb so wild sei, sollte man Folgendes bedenken: Den eigenen Opa kann man noch besuchen, er ist präsent. 99 anderen Kommilitonen ist der eigene

(ehemals) kettenrauchende Opa nicht mehr präsent.

Das Ganze ist aber nur die halbe Wahrheit. Denn auch die genetische Veranlagung kann eine Rolle spielen. Wer bestimmte genetische Veranlagungen in sich trägt, hat eventuell ein erhöhtes Risiko, Krebs zu entwickeln. Vorstellbar wäre dies beispielsweise durch eine von Geburt an in mehreren Zellen vorhandene Anomalie – vergleichbar mit der oben erwähnten ersten Mutation. Wissenschaftlich ist dies keine völlig korrekte Darstellung, sie ist aber zur Vereinfachung vielleicht akzeptabel. In Hollywood lieferte Angelina Jolies Brustamputation letztes Jahr ein Beispiel.

Wer will denn gleich gereizt sein?

Es gibt noch weitere Elemente, die bei der Krebsentwicklung eine Rolle spielen. Eines soll noch genannt werden: Setzt man sich ständig und wiederholt Stoffen aus, die zwar nicht das Erbgut schädigen, aber Entzündungen verursachen können, kann auch das »krebserregend« sein. Sie sind reizend. So bewirkt zum Beispiel Zigarettenrauch solche Entzündungen durch Reizungen. Entzündungen bekämpft der Körper sinnvollerweise mit der Neubildung von beschädigten Regionen. Dafür sind solche Zellen nötig, die sich noch oft teilen können und somit neue Zellmasse bereitstellen. Solche Zellen sind für Mutationen besonders anfällig, weil sie diese weitergeben und sich eben noch häufig teilen. Mit jeder Entzündung wandern weitere von diesen besonders teilungsaktiven Zellen in das Gewebe ein. Die Menge erhöht auch hier die Wahrscheinlichkeit, dass wenigstens ein paar von einer Mutation betroffen werden. Erneut hat sich die Wahrscheinlichkeit, Krebs zu entwickeln, erhöht.

Text: Tobias Hoffmann

Illustration: Han Le

- Tobias studiert Biochemie im Master in Halle. Wenn er nicht für die *hastuzeit* unterwegs ist, findet man ihn daher in den Labors am Weinbergcampus.

Was esse ich bloß?

Diese Frage stellen sich viele tausend Studenten jeden Tag. Mitunter sogar mehrmals am Tag. Doch wie sehen sie aus, die Essgewohnheiten in den halleschen WGs und anderen studentischen Unterkünften?

Da wäre zunächst Anlaufstelle Nummer eins, wenn man mittags, ohne zu viel Zeit zu verlieren, auf der Suche nach einer warmen Mahlzeit ist: die Mensa.

Abgesehen von teilweise ziemlich langen Schlangen zu den Stoßzeiten bekommt man dort relativ schnell Essen zum kleinen Preis. Ein Blick in die Speisepläne der Mensen Harz, Tulpe, Weinberg sowie der neu errichteten Heidemensa lässt mir aufgrund des vielfältigen Angebots durchaus das Wasser im Munde zusammenlaufen. Von Pizza über Nudeln hin zu Cordon Bleu oder vegetarischem Chili-Burger dürfte für jeden Geschmack etwas dabei sein. Bis auf zwei exquisite Ausnahmen in Form von »Gemüse-Hähnchen-Pfanne mit Aprikosen und Cashewkernen dazu Couscous« für 3,10 € in der Mensa Harz und »Seelachs provenzalisch auf Bandnudeln dazu Blattsalat mit Orangen-Joghurt-Dressing« für 3,30 € in der Heidemensa bezahlt man auch für kein Essen mehr als drei Euro.

Aus dem Rahmen fällt die Mensa Tulpe am Uni-Campus. Während jede andere Mensa auch mehrfach Speisen für unter zwei Euro anbietet, sind diese in besagter Mensa Mangelware. Neben der täglichen Auswahl zwischen einer »großen Salatschale vom Buffet mit Zugabe« und einem warmen Mittagessen hat man aber in der Mensa Tulpe zudem die Möglichkeit, auch warm zu Abend zu essen. Ein Luxus, der in den anderen Mensen nicht möglich ist. Abends stehen sogar zwei warme Gerichte zur Auswahl.

Wer bereits mittags auf große Auswahl Wert legt, der sollte sich auf den Weg zur Mensa Harz machen, die jeden Tag acht verschiedene Gerichte anbietet.



tet. Auch in der Mensa Weinberg sowie der Heidemensa, beide am Weinbergcampus beheimatet, sieht das Angebot mit vier bis sechs beziehungsweise fünf bis sechs verschiedenen Gerichten nicht schlecht aus.

Jener eben schon erwähnte finanzielle Aspekt bleibt bei den meisten Studenten auch beim Lebensmitteleinkauf für den eigenen Kühlschrank nicht unberücksichtigt: der Preis.

Doch wer mit all den monatlichen Ausgaben noch ein schönes Studentenleben leben will, der muss auch irgendwo kürzer treten. Doch das soll keineswegs bedeuten, dass Studenten hungern müssen. Aber es muss ja nicht immer das edelste Markenprodukt sein, dem handelsüblichen Studenten genügt auch das No-Name-Produkt von Aldi oder vergleichbaren Einkaufsoasen.

Doch der clevere Student versäumt es dabei auch nicht, fleißig Werbeprospekte durchzuschauen, denn eventuell bietet sich dadurch doch mal die Gelegenheit einer erschwinglichen Luxus-Variante ausgewählter Speisen und Nahrungsmittel.

Im Kampf ums Überleben durchlebt der Homo sapiens kommilitonen einen Wandel und entwickelt ungeahnte Fähigkeiten, nachdem er oder sie das Hotel »Mama« gezwungenermaßen verlassen musste. Er lernt zu kochen. Dies tut er langsam, aber stetig. Ganz einfach deshalb, weil ihm nach einiger Zeit die immer gleichen Speisen auch irgendwann zum

Hals raus hängen. Also erweitert er seine Fähigkeiten und probiert Neues aus. Startschwierigkeiten werden mit idiotensicheren Helfern von Maggi oder Knorr überbrückt, bis manche Exemplare dieser Gattung später sogar in der Lage sind, auf solche Wundertüten zu verzichten. Auch das gemeinsame Kochen mit Freunden und/oder Mitbewohnern ist sehr beliebt und erweitert das Können ungemein.

Und beim Kochen stellt man fest, dass so ein Sack Kartoffeln für verhältnismäßig wenig Geld doch erstaunlich lange sättigt. Und ähnlich verhält es sich auch mit Reis, Brot oder Nudeln. Dann gibt es Nudeln auch noch in so vielen verschiedenen Formen und mitunter sogar in verschiedenen Farben – na wenn das mal keine Abwechslung ist.

Man experimentiert, variiert, manchmal erfindet sogar vollkommen neue Kreationen aus dem, was der Kühlschrank an einem Sonntagabend eben noch zu bieten hat. Hier und dort wird auch auf das ein oder andere komplett verzichtet, sei es Fleisch, Ei oder Milch. Dennoch gibt es Phasen, in denen man auch mal auf die schnellere Essensvariante angewiesen ist. Das Fast Food.

Sei es ein voller Tag oder eine sehr stressige Zeit kurz vor einer oder mehreren Prüfungen oder schlichtweg, dass man zwischen zwei Veranstaltungen lediglich 30 Minuten Zeit hat. Dann finden Tiefkühlpizza, Döner & Co. Gebrauch und auch die Bäckereien, Systemgastronomien und andere erweisen sich als äußerst nützlich, wenn es darum geht, den Hunger zu stillen und die Energiereserven erst einmal wieder aufzufüllen.

Aber im Allgemeinen schafft es der durchschnittliche Student, sich ausgewogen und mehr oder minder gesund zu ernähren. Das zeigt auch der Blick in die zahlreichen Brotbüchsen der Kommilitonen, welche mit allerlei leckeren Speisen gefüllt sind, die einen jede noch so lange Vorlesung überstehen lassen.

In diesem Sinne: Guten Appetit!

Text: Claudia Czeszewski
Fotos: Christian Schoen



Meistens gesund

Das Leben mit einer chronischen Krankheit bedeutet vor allem Unberechenbarkeit. Auch im Studium.



Schwerbehindert. So weist mich das kleine grüne Kärtchen aus. Aber das Kärtchen ist eben nur ein Kärtchen und sagt letztendlich doch wenig aus. Aber es sorgt für eine Klassifikation, die spektakulärer klingt, als es der Alltag mit einer chronischen Krankheit ist. Denn dieser ist vor allem eines: Alltag eben. Mit Stress und mit Höhen und Tiefen. Chronische Krankheiten sind für Außenstehende meist unsichtbar, unauffällig und für die Betroffenen doch omnipräsent und fordernd.

Studien besagen, dass chronisch Kranke ein um zwei Drittel erhöhtes Risiko für psychische Erkrankungen aufweisen. An den schlechten Tagen, an denen ich meinen Diabetes einfach nur belastend und das ganze Leben irgendwie doof finde, würde ich dem zustimmen. Ich finde es ungerecht, dass meine

Bauchspeicheldrüse sich mit einer unglaublichen Dreistigkeit solch endlose Faulheit genehmigt, die ich mir dafür quasi nie leisten kann. Aber an den allermeisten Tagen lebe ich einfach.

Der Diabetes wurde diagnostiziert, als ich drei war. Ergo erinnere ich mich gar nicht mehr wirklich daran, wie es ohne war. Manchmal würde ich es gern für einen Tag ausprobieren, wie das wohl wäre ... Einfach zu essen, wann und was ich möchte. Nicht essen müssen, wenn ich nicht möchte. Meine Bauchspeicheldrüse einfach machen zu lassen und nicht ihre Arbeit übernehmen müssen. Mal mehrere Stunden ohne eine Tasche unterwegs sein. Schöner Tagtraum.

Im Leben an etwas gehindert hat mich dieser Umstand aber noch nicht wirklich. (Umstand nenne ich es, weil ich das Wort Krankheit nicht mag, es klingt so ... nach Krankheit.) Ich war nach dem Abi als Volunteer in Costa Rica. Ich fahre Auto und treibe Sport. Ich darf alles essen und trinken und kann alles machen. Nur ist halt der Diabetes immer dabei und ich muss halt gucken, was, wann, wie viel.

Als ich achtzehn war und mein Diabetes fünfzehn, zogen wir aus, um zu studieren. Zum Glück hatten auch meine Eltern keine Bedenken, mich mehrere hundert Kilometer von

meiner Heimatstadt wegziehen zu lassen. Und so kam ich nach Halle.

Wie bereits erwähnt, geht es mir an den meisten Tagen und in den meisten Momenten gut. Das Nervigste an einer chronischen Krankheit ist aber die Unberechenbarkeit. Und die kann auch keine Therapie und kein Medikament so ganz unter Kontrolle bringen. Was hieß das für meinen Studienalltag? Ich musste einfach die Zeit, in der ich topfit war, effektiv nutzen. Alles auf die letzten anderthalb Tage vor Abgabe zu schieben, stand für mich außer Frage, weil mir einfach das Risiko zu groß war, dass genau dann der Stoffwechsel entgleisen könnte und ich dann überhaupt nicht leistungsfähig wäre. Aber vielleicht ist es gar nicht so verkehrt, seine Zeit effizient nutzen zu können. Man muss halt alles positiv sehen.

Dennoch gibt es eben auch die negativen Diabetes-Momente. Die Momente, in denen man einfach mal keine Lust auf diesen Lebensumstand und die damit verbundenen Aufgaben hat, oder in denen er situationsbedingt unpraktisch ist.

In Erinnerung ist mir ganz besonders ein Tag im ersten Semester geblieben,

als mein Blutzucker und dadurch auch mein Kreislauf im Keller waren. Ich saß in der letzten Reihe und war ehrlich stolz, dass ich aufrecht sitzen und sogar noch geradeaus schauen konnte. Leider erforderte dies meine komplette Konzentration und Kraft und die Fragen der Dozentin konnte ich entsprechend nicht beantworten. Ich überlegte dann, nach dem Seminar zu ihr zu gehen, um die Situation zu erklären. Gemacht habe ich es am Ende nicht – ich habe beschlossen, dass ich besser damit leben kann, wenn Dozenten denken, ich komme manchmal unvorbereitet in Seminare, als wenn sie denken, der Diabetes ist meine »Begründung für alles«. Denn das ist er für mich nicht.

Die wirklich negativen und schwierigen Erfahrungen, die ich bislang gemacht habe, sind unabhängig vom Diabetes. Schwere Prüfungen und Verluste sind für jeden schwer zu verarbeiten. Bislang habe ich das alles gemeistert. Meinen Diabetes sowieso.

Ich habe mal ausgerechnet, dass ich pro Jahr etwa vier Tage in den Diabetes investiere. Blutzucker messen, Insulin spritzen, Inhaltsangaben lesen, um besser berechnen zu können, Insulinampullen und Nadeln wechseln, Blutzuckertagebuch führen, Arzt- und Apothekenbesuche, manchmal Krankenhausaufenthalte. Also habe ich ihm mittlerweile über zwei Monate meines Lebens gewidmet.

Der Diabetes ist halt Teil meines Lebens. Und mein Leben ist schön.

Text: Anonymus

Fotos: Dennis Skley, <https://www.flickr.com/photos/dskley/9440984017/> (CC BY-ND 2.0), Anonymus



Ärzte und ihre Grenzen

Reicht der Krankenschein nicht mehr aus? Einige Fakultäten haben von Prüflingen die Offenlegung des Krankheitsbildes verlangt. Was ist Eure Meinung dazu?

Und wieder hat sie uns eingeholt: Die gute alte Prüfungszeit. Nach rund 14 Wochen faulen Dahintreibens zwischen Seminaren, Vorlesungen und Vorträgen bedeutet diese Phase mit nicht selten einer Hand voll Prüfungen ordentlich viel Stress.

Wem da bisher kurzfristig die Nervenkabel durchbrannten, blieb die Möglichkeit, beim Onkel Doktor etwas mitleiderregend rumzukeuchen und sich, bei erfolgreicher Überzeugungsarbeit, krankschreiben zu lassen.

Nun aber gibt's Gegenwind: Die Schweigepflicht von Ärzten soll aufgehoben werden, wenn der Verdacht besteht, dass ein Studierender sich zu Unrecht hat krankschreiben lassen, um eine Prüfung nicht antreten zu müssen.

Ist das ein Tabubruch? Oder geht das so in Ordnung? Was haltet Ihr davon?

Martin (Jura): Gar nichts. Der Kodex wird gebrochen. Das ist bei der Uni, genauso wie in Firmen, dass man eine Krankschreibung akzeptieren muss. Aber wenn es auf Dauer ist, kann das Prüfungsamt denjenigen zu einem Gespräch vorladen, damit er seine Gründe für die Krankschreibungen darlegen kann.«

Jan (Jura): Man braucht das nicht machen. Aber es wird gängig von Studenten angewendet.«

Julian (Jura): Es ist verständlich und nachvollziehbar, aber auch gerechtfertigt und nicht gerechtfertigt. Ich bin da zwiespalten. Es gibt aber auch persönliche Nachteile, da über die eigenen Daten Auskunft gegeben wird. Das is' ja eigentlich nicht so sexy.





Tobias (VWL): Theoretisch übergehen sie damit den Arzt, der stellt die Krankschreibung aus, und der Grund, den er angibt, unterliegt nicht der Kontrolle des Prüfungsamtes. Das ist ja eine Unterstellung an den Arzt, dass dieser falsch diagnostiziert, und das schädigt dann auch seinem Ruf.

Dadurch findet noch eine Kontrolle des Arztes statt, und es wird der Ärztekammer unterstellt, dass sie die falschen Ärzte einsetzt. Das ist alles sehr fragwürdig. Wenn Zweifel bestehen, ist es in Ordnung durchzugreifen, aber mit anderen gesetzlichen Mitteln. Wenn die Uni Zeugen und Beweise vorlegen kann, kann man auch dagegen vorgehen und ein gerichtliches Verfahren einleiten, wenn der Student nicht bereit ist, sich selbst zu belasten.

Man muss den Studenten vertrauen, wir sind alle erwachsen, und man kann nicht alles überwachen. Es gibt sicherlich schwarze Schafe, aber das ist die Minderheit, und dann das auf alle Studenten zu beziehen ist sehr verallgemeinernd. Woher hätte die Uni überhaupt das Personal und die Zeit dafür?

Dietmar (Jura): Ich halte das für unwahrscheinlich. Die Uni nimmt sich mehr Kompetenzen raus, als ihr zustehen. Außerdem hat die Uni eine Möglichkeit auf die amtsärztliche Bestätigung, das sollte eine gesicherte Information sein. Bei Jura ist es schon so, dass wir uns nur mit einer amtsärztlichen Bescheinigung krank melden dürfen. Es gibt aber auch Fachbereiche, da reicht eine Krankschreibung aus, und da wird die Uni es dann versuchen, aber da wird dann sicherlich schon jemand dagegen klagen.



Richard (Lehramt Mathe, Latein, Sozialkunde): Das ist bescheuert. Es muss reichen, wenn der Arzt den Krankenschein ausfüllt. Es liegt keine Kompetenz beim Prüfungsamt, ob der Krankenschein rechtens ist oder nicht. Es ist verständlich, aber die Entscheidung liegt beim Studenten, ob er krank macht oder nicht. Ist ja seine Prüfung. Aber der Studierendenrat ist da voll dran, damit die Schweigepflicht bestehen bleibt.

*Interview: Jost Simon Rathjen,
Fotos: Johanna Sommer*



Bauer sucht Party

Der Bauernclub ist der letzte Studentenclub der Stadt und schließt nun nach über 40 Jahren seine Pforten am Steintor. Doch an einer anderen Stelle soll es weitergehen.

Es ist ein Mittwoch, mitten im Dezember, als ich die Tür zum Bauernclub passiere. Heute ist die Weihnachtsfeier der Ernährungswissenschaftler, eine der letzten Feiern des Bauernclubs in den alten Räumlichkeiten gegenüber dem alten agrarwissenschaftlichen Institut am Steintor. Auf der anderen Straßenseite entsteht der neue geisteswissenschaftliche Campus, und auch das Gebäude des Bauernclubs wird aufgrund der Umgestaltungen am Steintor weichen müssen. Während man sich gegenüber über einen neuen Straßennamen streitet, wird hier der letzte Studentenclub Halles vorerst geschlossen und mit ihm auch ein Stück Geschichte. Weitergehen wird es möglichst in der Nähe. Doch dazu später mehr.

Aus dem Inneren schallt mir Musik entgegen. Musik, die irgendwo zwischen Pur-Hitmix, Oldie und Charts liegt. Zwischendurch klingen alle möglichen anderen Stile durch. Ich mag das. Es ist anders und angenehm ungekünstelt. Wenn in der Chaise die Nächte nie vor sechs zu Ende sind und im Flowerpower jene Abende enden, die eigentlich anders geplant waren, so ist der Bauernclub der Ort, wo man auch mal stundenlang ordentlich pogen kann.

Wo die Stimmung und Atmosphäre – wohl auch dank billigem Alkohol – bisweilen wild und ausgelassen wird und wo man einfach mal Lieder mitröhlt, die wirklich jeder kennt. Wer irgendwann einmal genug vom ständigen Electro im LaBim, Hühnermanhattan oder Bronson hat, schätzt das. Mich treibt es trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, erst einmal an die Bar. Das Bier – ich greife hier mittlerweile stets zu Flaschenbier – gepaart mit Pfeffi, gehört zum Bauernclub dazu. Genauso wie der studentenfreundliche Eintrittspreis und die vielen Schilder mit Bauernsprüchen an den Wänden. Der Stereotyp wird gepflegt und man ist scheinbar auch ein bisschen stolz auf ihn. Über Achtziger und Neunziger verzauscht die Nacht. Es ist wie stets: Es ist voll, es ist eng, ich tanze, trinke und dann und wann dränge ich mich aus der stickigen Luft nach draußen, um festzustellen, dass es draußen viel zu kalt ist.

Ziemlich oft, das »letzte Mal Bauernclub«, oder?

Tobias Leithold kennt solche Abende. Er ist seit 2003 Mitglied im Bauernclub und seit 2011 Vorsitzender des Vereins. Im Gespräch im Januar klärt Tobias aber zunächst einmal ein großes Mysterium auf. Ich hatte ihm berichtet, dass ich schon auf mindestens drei »Das-letzte-Mal-Bauernclub«-Feiern war. Tobias muss dabei grinsen: »Diese Gerüchte stammen nicht von uns, aber natürlich ist das gutes Marketing für eine Party.« Völlig aus der Luft gegriffen sind solche Behauptungen dennoch nicht, wie er weiter ausführt. Seit 2010 sei dem Bauernclub gekündigt worden, jedoch sei der Vertrag dann mehrere Jahre doch noch jeweils für ein Jahr verlängert worden. Doch jetzt ist es soweit und die Tore sind zu. Seit 1972 ist der Bauernclub am Steintor heimisch gewesen, nun kommt die Umge-

staltung des Steintorviertels. »Wir sind Mieter seit eh und je, aber wir tun alles, um woanders weiterzumachen«, verspricht Tobias.

Weitergehen soll es also. Man möchte möglichst im Zentrum bleiben, in der Nähe des Paulusviertels. Überhaupt soll alles so ähnlich wie möglich fortgeführt werden. »Wir wollen möglichst viel an altem Flair und Ausstattung mit rübernehmen, schon aus finanziellen Gründen«, sagt Tobias. Wo »drüben« ist, mag Tobias noch nicht verraten, solange nichts unterschrieben ist. Doch deutet er an, dass die Verhandlungen schon relativ weit fortgeschritten sind. Es wird also weitergehen mit dem Bauernclub. »Auch was die Musik angeht«, wie Tobias noch ergänzt.

Ältester, letzter und damit einziger Studentenclub der Stadt

Tobias steht mittlerweile im Berufsleben, engagiert sich aber weiterhin im Club. Wie er machen es viele Mitglieder. So ergibt sich eine heterogene Gruppe aus aktiven und ehemaligen Studenten und ein aktives Vereinsleben mit etwa 40 Mitgliedern, wie Tobias erzählt. »Wir sind natürlich größtenteils Agrarwissenschaftler, aber auch Ernährungswissenschaftler. Jeder kann Mitglied werden, wir haben auch eine Sozialwissenschaftlerin und eine Juristin unter uns.«

Den Kontakt zwischen den Semestern herzustellen war 1972 der Grundgedanke, als sich der Bauernclub als Studentenclub gründete. »Studenten waren und sind also ganz klar unser Klientel«, führt Tobias aus. Dabei halfen von Anfang an die günstigen Eintritts- und Getränkepreise. Der Bauernclub finanziert sich fast nur durch diese beiden Komponenten. Auch Raummietungen für Privatfeiern sind möglich. Zuschüsse von der Uni oder dem Stura gibt es nicht. Tobias erklärt: »Der Bauernclub war nie gewinnorientiert, hier sollen die Leute sich kennenlernen. Dazu kam eine kulturelle Komponente: Früher gab es auch jede Woche ein Kul-

turangebot, wie zum Beispiel Kabarett.« Traditionen aus den ersten Jahren sind auch die heute noch stattfindenden Apfelverkostungen oder auch der Bauernfasching.

Früher gab es in Halle mehrere Studentenclubs. Etwa den Weinbergclub – ebenfalls mit warmem Essen. Auch der Turm war früher ein solcher Club. Davon ist nur der Bauernclub übrig geblieben. Solche Studentenclubs organisierten sich vor allem in der ehemaligen DDR und hatten stets auch die schon erwähnten kulturellen Komponenten, wie zum Beispiel Konzerte oder Filmabende. Ein bekannteres Beispiel dieser Tradition ist auch die Moritzbastei in Leipzig.

Wiederbelebung seit Ende der 90er

Nach der Wende stand der Bauernclub dann Mitte der Neunziger vor der Schließung. Tobias' Vorgänger Frank Böcker sorgte dafür, dass es mit dem Bauernclub weiterging. Er installierte ein Tagesgeschäft mit Frühstück und Mittag, das laut Tobias auch gut angenommen wurde. »Ohne Frank wären wir weg«, bilanziert er. Dass die Partys gut besucht sind, ist nicht immer so gewesen. Teilweise war es nur der Vereinskern, der sich regelmäßig einfand. Warum dies heute anders ist, vermag Tobias nicht zu sagen, wenngleich es ihn natürlich freut. Möglicherweise könne dies auf die aufkommenden sozialen Netzwerke zurückzuführen sein. Dann hätte ein modernes wohl ein altes Netzwerk gefördert.

Was gibt es also noch zu sagen? »Es gibt noch eine Besonderheit«, erzählt mir Tobias: »Jeder, der auflegen möchte, darf das prinzipiell auch.«

Wahrscheinlich kommt daher dieser besondere Musikmix zustande. Von der Party im Dezember jedenfalls wanke ich irgendwann die LuWu herunter nach Hause. Natürlich mit Ohrwurm.

Text: Tobias Hoffmann

Foto: Tobias Leithold

Ehemalige Clubs

- Der Weinbergclub befand sich im Erdgeschoss der Weinbergmensa und war über einen separaten Eingang zu erreichen. Über den Tresen wurden neben Bier und Wein auch einfache Mahlzeiten gereicht, das Ambiente in dunklem Holz und Backstein erinnerte an eine Kneipe. Es gab Skat- und Filmabende, kleine Konzerte und eine Zeitlang kulturelle »Länderabende« unter Beteiligung internationaler Studierender.
- Im Untergeschoss des Wohnheims Hoher Weg verbarg sich der Kellerclub. Einige Holzstufen ermöglichten den Zutritt übers Fenster (vom Parkplatz aus), weil der Weg über normale Eingänge bis zum Keller zu umständlich war.
- Auch in Neustadt gab es früher Studentenclubs: im Wohnheim Richard-Paulick-Straße das »U-Boot« und im ehemaligen Wohnheim Zollrain den »Wiwi 90«.

Shrek – Ein Buch-Film-Vergleich

Viele werden sicher nicht wissen, dass Dreamworks' vierteiliges Franchise auf einem sehr dünnen Kinderbilderbuch gleichen Namens basiert, das von dem bekannten amerikanischen Cartoonzeichner William Steig (1907–2003) verfasst wurde

In Deutschland 1991 erschienen, ist das Buch heute vergriffen und nur mehr in Bibliotheken zu finden. Umso wichtiger ist es vielleicht, einen Blick darauf zu werfen, falls man für die Kinder einmal nach einem alternativen Bilderbuch sucht.

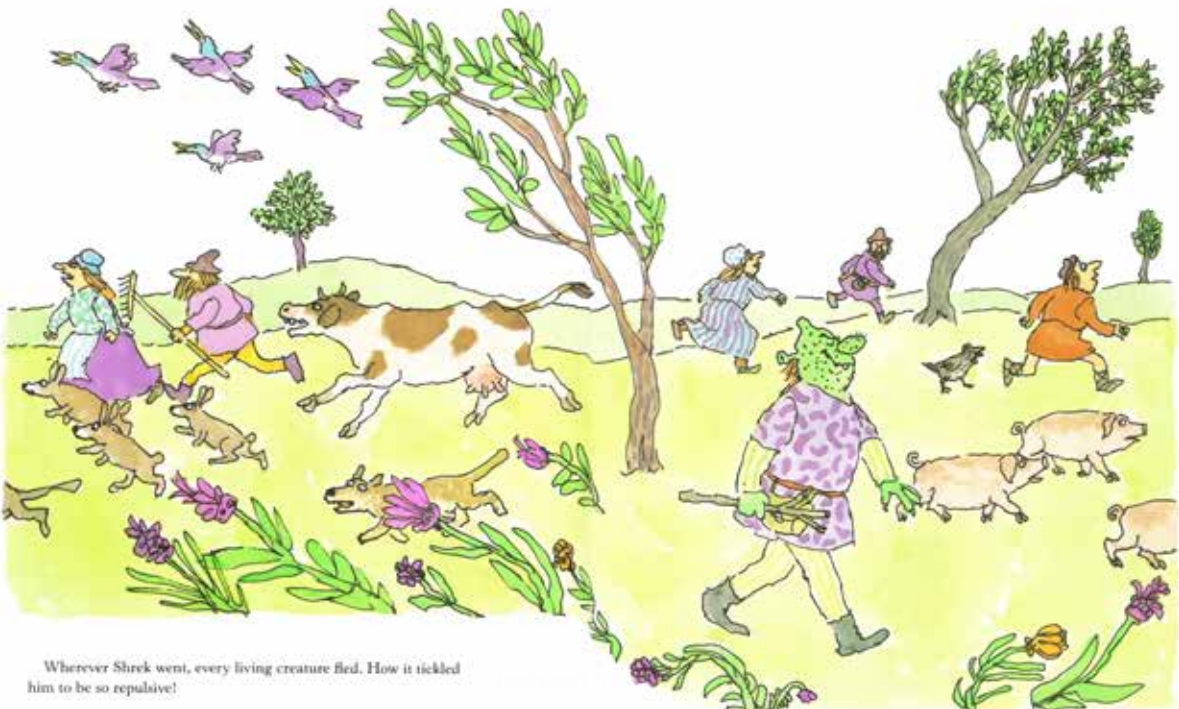
»Und wie deine Schweinsäuglein nach mir schielen«

Der Plot ist, wie für ein Bilderbuch üblich, recht simpel: Shrek ist ein grässlicher Oger, Sohn zweier nicht weniger grässlicher Ungeheuer, die ihn eines Tages aus dem heimatlichen Sumpf kicken, damit er in die Welt hinauszieht und sein Soll an Schrecken verbreitet. Shrek, nicht traurig darüber, zieht durch die Welt und verpestet sie mit seiner Hässlichkeit. Eines Tages jedoch begegnet er einer Hexe, die ihm voraussagt, er würde eine Prinzessin finden, die noch hässlicher sei als er – eine gute Nachricht, findet Shrek und macht sich auf den Weg, sie zu freien.

Um die Gräulichkeit des Ogers zu unterstreichen, zeichnete Steig das Buch bewusst schräg, benutzte schon mal die linke Hand oder zeichnete mit geschlossenen Augen. Wären

die Kinder nicht zufrieden mit den unskizzierten Wasserfarbenmalereien, so konnten sie zumindest vergleichbar simple Zeichnungen erstellen. Im Vergleich zum glatt polierten 3D-Stil des Films erscheint Shrek denn auch als ein wirkliches Monster: blutrote Augen, Warzen, Krallen, eine haarige Nase und ein beständig böses Grinsen. Shrek kann Feuer speien, Laser aus seinen Augen verschießen und schluckt sogar Blitze, die der Himmel auf ihn abfeuert. Sein Gestank lässt Flora und Fauna die Flucht ergreifen, und wenn sich ihm eine Gefahr in den Weg stellt, schnaubt er ihr gutgelaunt ins Gesicht. Gedankenlos, wie er ist, kennt Shrek keine Furcht und keine Hemmungen. Mit anderen Worten: Er ist wie ein klei-

Anti-Märchenheld Shrek: William Steig plädiert für den Mut zur Hässlichkeit.



Wherever Shrek went, every living creature fled. How it tickled him to be so repulsive!



nes Kind, mit einer manchmal destruktiven Kraft und nur seinen grundlegenden Bedürfnissen als Richtschnur. Vermutlich deswegen ist die Figur in den USA so beliebt geworden: Ähnlich wie Pippi Langstrumpf macht Shrek, was er will, ist glücklich nach seiner Façon und widersetzt sich allen Einschränkungen mit seinen beeindruckenden Superkräften. Er ist ein Ausdruck jener Allmachtsphantasien, wie sie kleine Kinder in Auseinandersetzung mit der Erwachsenenwelt immer haben werden.

Anti-Märchen oder Pop-Märchen

Aus dieser recht simplen Figur sollte nun ein ansprechender Kinoheld gemacht werden. Die Story durchlief dabei recht viele Änderungen: So wollte Shrek anfangs Ritter werden und rettete dabei Esel vor einer bösen Hexe. In einer anderen Fassung wurde Shrek von Lord Farquaad als unerwünschtes Subjekt bezeichnet und aus seiner Wohnung geworfen. Das war den Regisseuren Andrew Adamson und Vicky Jensen jedoch »zu dramatisch«. Sie waren der Meinung, ein Haufen durchgeknallter Märchengestalten würde mehr Raum für komödiantische Ideen machen. Darüber hinaus wurde aus dem verzauerten Esel, der im Buch eine kleine Rolle hat und keine Zeile spricht, eine Plaudertasche mit Klettensyndrom, und aus der Prinzessin, die im Buch unbeschreiblich hässlich ist, eine verfluchte Prinzessin, die ihre Hässlichkeit nicht annehmen will.

Das Endergebnis ist eine sicherlich erwachsenere, weniger anarchische und weniger grobschlächtige Version des Antimärchens, ein eigenständiges Werk, das sich seiner eigenen Moral verpflichtet fühlt.

Ob ihm das immer gelingt? Das ist sicherlich Geschmacksache. Denn zum einen enthält der Film viele nervige Charak-

Berufsziel Ritter?
Nicht in der Buchvorlage.

tere wie einen singenden Robin Hood als Hanswurst-Helden, die man sich nur ein paar Mal antun kann, bevor sie einem zu den Ohren herauskommen. Auch die vielbeschworenen Märchen-Parodien sind nicht wirklich witzig, sondern höchstens für einen kurzen Schockwert gut. Oft ist selbst der vielgerühmte schwarze Humor ein bisschen zu sehr auf tierquälerische Gemeinheit ausgelegt. Demgegenüber stehen Szenen, in denen Shrek alle Welt von seiner vielschichtigen Persönlichkeit und Intelligenz überzeugen will. Sprich: Oft ist Shreks anarchischer Kern ihm selbst im Wege.

Dieses Problem zieht sich durch viele Stellen des Films: er wechselt zwischen geschmeidig und lebendig animierten Hauptcharakteren zu puppenartigen Stereotypen; er gibt den Figuren Tiefe und echte Gefühle, verliert sich aber gleichzeitig in oberflächlichem Geplapper und Anspielungen auf die Popkultur; es vereint zarte Filmmelodien mit dem nächstbesten Popsong.

Das beste Beispiel ist ganz gegen Ende zu sehen: In einer an »Die Schöne und das Biest« erinnernden Sequenz verwandelt sich Fiona in ihr wahres Selbst – ein magischer Moment, eine romantische Vereinigung zweier unabhängiger Seelen.

Im nächsten Moment schwenkt es zu einer Tanzparty mit hölzernen animierten Menschen und Pop-Organen. Diese schnellen Wechsel im Pacing bekommen der Atmosphäre des Films nicht immer gut.

Der Tag der Rache

Berüchtigt ist »Shrek« vor allem für seine gnadenlose Abrechnung mit Märchen und Disney-Filmen in Besonderem (was wohl Pinocchios Auftritt erklärt, denn dieser war im Grunde nie eine Märchenfigur, bis Disney sich seiner annahm). Dies ist wohl im Besonderen eine Dreamworks-eigene Zutat, die auf den Mitbegründer und Produ-

zenten Jeffrey Katzenberg zurückgeht. Dieser, ehemaliger Chef der Disney-Zeichentrick-Studios und verantwortlich für die Disney-Renaissance von »Falsches Spiel mit Roger Rabbit« bis zu »Der König der Löwen«, hatte 1994 mit Disney gebrochen, nachdem ihm die Stelle des kurz zuvor verstorbenen Frank Wells verwehrt wurde. Gemeinsam mit Steven Spielberg und David Geffen hatte er kurz darauf DreamWorks SKG gegründet und die Leitung der neuen Animationssparte übernommen.

Auch die Abschiebung der Märchengestalten in »Shrek« macht für sich genommen nicht sehr viel Sinn. Es wird angedeutet, dass Lord Farquaad sie für Missgeburten in seinem perfekten Königreich hält, doch das ist auch schon alles. Erst wenn man sich vor Augen hält, dass die meisten Figuren den klassischen Disney-Märchen wie Schneewittchen, den Drei Kleinen Schweinchen oder Cinderella entsprechen und Du-Log eine Parodie der Disney-Familien-Resorts darstellt, kann man eine zeitgenössische Verbindung herstellen: Seit 1995 setzte Disney nicht mehr auf die klassischen Märchenabenteuer und -romane, sondern auf Romanverfilmungen, auf historische Legenden oder auf semi-moderne Eigenkreationen. »Atlantis – Das verlorene Königreich« markierte 2001 den vorläufigen Tiefpunkt dieser Ära, mit geringen Einspielergebnissen und vernichtenden Kritiken. Es war also relativ einfach für Katzenberg, die entstandene Lücke in der Animations-sparte zu besetzen und gleichzeitig Disney für ihren Kurswechsel lauthals ins Gesicht zu lachen.

Warum diese Parodien eine so große Popularität gewannen, ist vielleicht von einem Zuschauerstandpunkt heraus erklärbar: Wer mit dem Zauber von »Die Schöne und das Biest« und der Dramatik von »Der König der Löwen« aufgewachsen ist, durchlief 2001 größtenteils die Pubertät, und nicht unbedingt nur im biologischen Sinne. Das Gefühl, von Disney betrogen zu sein, so wie das Bedürfnis, sich von dem ganzen »Kinderkram« der frühen 90er zu distanzieren, eröffnete für die Nonkonformisten eine rebellisch anmutende Nische: der Shrek der DreamWorks-Filme stand wie sie in Opposition zu den Normen setzenden Eltern von Disney, war aber gleichzeitig dabei, sich aus den klaren Regelsetzungen des Märchens heraus in eine viel komplexere Welt zu stürzen. Er hatte sein wahres Wesen in einem abgeschotteten Lebensraum ausgelebt und sich erfolgreich gegen Angreifer gewehrt, doch nun musste er, von einem Meer aus Störenfrieden umgeben, in die Welt hinausgehen und mit den äußeren Mächten verhandeln, wobei er auf einmal Individuen trifft, die nicht vor ihm fliehen, ihn sogar verstehen. Insofern hat »Shrek« also tatsächlich das Zeug zum Anti-Märchen: Es rechnet nicht direkt mit den Märchen ab, sondern mit ihren Wirkungen in der modernen Welt, die nicht immer positiv zu nennen sind.

Und die Moral von der Geschichte ...?

Das Problem ist also nicht unbedingt das Konzept oder die Moral – es legt viel eher darin, dass der Film trotz seiner Subversivität in die typischen Klischees seines Genres zurückfällt: den sarkastischen, sturen, aber sensiblen Einzelgänger,

den ausgeflippten besten Freund und Kuppler, die perfekte Schulsprecherin, die ihr Herz an einen Außenseiter verliert – das sind nicht die Rollen eines Märchens, das sind die festgeschweißten Rollen einer romantischen Komödie.

Das gilt auch für das typische tragische Missverständnis am Ende, dessen Ausgang bereits jedermann verboten kann und das trotzdem mit allen Mitteln versucht, eine traurige Atmosphäre zu schaffen. Es ist umso problematischer, weil es am Ende durch ein simples »Aber du bist doch wunderschön« von Shrek gelöst wird. Manche Leute, insbesondere Kinder, werden vielleicht nicht sehen, wo genau das Problem lag und dass unsere moderne Welt immer noch dem Klischee der unbedingten Schönheit verpflichtet ist, wie es durch Märchen vorgeprägt ist. Hier hätte vielleicht – gemäß der Vorlage – ein wenig mehr Mut zur Hässlichkeit geschadet, um die Moral noch ein wenig stärker und herausfordernder zu machen: Dass Schönheit eben wirklich im Auge des Betrachters liegt.

Text: Martin Wohlgefahr

Bilder: William Steig aus seinem Buch

»Shrek!«, New York 1990;

Han Le

- Das Buch zum Anschauen:
<http://www.macmillan.com.hk/pma/english/Shrek!.pdf>



Zwischen Liebe und Verblendung

Molières »Tartuffe« ist so modern wie nie



Die Tochter in pinken Glitzer-Shorts, die sich in den Lebemann Valère verliebt. Der Schwager, der im ganzen Haus ungefragt raucht. Eine Dienerin, die so dreist ihre Meinung preisgibt, dass man meint, sie stünde unter Kündigungsschutz. Der Sohn, der zwar viel Liebe in seinem Herzen trägt, dafür umso weniger Verstand in seinem Kopf, und eine Ehefrau, die am helllichten Tag im Negligé herumläuft: Willkommen in der Welt von Orgon. Das Familienoberhaupt hat es nicht leicht sich durchzusetzen.

Respekt wird diesem Mann nicht gezollt. Nur eine Person achtet und schätzt ihn, steht für ihn ein und leistet Gesellschaft: Tartuffe. Wo und wie Orgon und er sich kennenlernten, wird im Stück und auch in der Dramenvorlage von Molière nicht erklärt. Tartuffe ist einfach da, lebt seit einiger Zeit im

Pariser Stadthaus und genießt alle Annehmlichkeiten des gutbürgerlichen Lebens. Außer Orgon sind aber keine weiteren Mitbewohner damit einverstanden. Er isst und trinkt für vier Personen, schleimt sich ein, wähnt den heiligen Geist und die Frömmigkeit auf seiner Seite und hat ein Auge auf Elmire, die Frau von Orgon geworfen. Keiner versteht, warum Orgon das nicht sehen mag. Nicht einmal, als der Sohn Tartuffe bei sehr eindeutigen Annäherungsversuchen an Elmire ertappt und diesen sodann an seinen Vater verrät. Orgon ist vernarrt in den Prediger aus der Gosse. Er kann sich nicht vorstellen, dass sein geliebter Freund nur ein Lügner und Betrüger ist, und wirft den eigenen Sohn aus dem Haus, verlobt Tartuffe mit seiner Tochter, die er doch eigentlich dem sie liebenden Valère versprochen, und überschreibt ihm sein gesamtes Hab und Gut.

Was klingt wie der Untergang einer Familie, ist eine heitere Komödie über mentale Manipulation und die Verführbarkeit des Menschen. Über wahre Freundschaft und Heuchelei, die den Zuschauer mit einem Lächeln im Gesicht zurücklässt. »Die Hallenser lieben Molière«, sagt die Dramaturgin Claudie Remus. Fast alle Aufführungen waren bisher ausgebucht. Anscheinend wisse man in dieser Stadt, was gute Literatur sei. Die Inszenierung im Neuen Theater ist sehr nah am Original-

text gehalten. Regisseur Matthias Brenner und Dramaturgin Remus wählten die aktuellste Übersetzung aus den 80er-Jahren. Die Dialoge sind so scharfzünftig und strotzen so vor Ironie und Sarkasmus, dass man am liebsten einige Wortwitze in der nächsten Diskussion selbst anwenden möchte. Vor allem das Dienstmädchen Dorine, gespielt von Hannelore Schubert, hat in ihrer Art, mit dem Hausherrn umzugehen, einige Lacher auf ihrer Seite.

Jeder in diesem Haus scheint zu tun, was er will. Sie leben frei und genießen, können nicht verstehen, wie Orgon auf den Betrüger hereinfliegen kann, und versuchen alles, ihn von dessen Scheinheiligkeit zu überzeugen. Dabei trägt Orgons Liebe zu Tartuffe fast homoerotische Züge. Wie konnte ein einfacher Bettler den reichen Hausherrn so manipulieren? Warum erkennt dieser wiederum nicht, was ein wahrer Freund ist? Wie dumm ist der Mensch?

Als Zuschauer sieht man dem Treiben auf der Bühne zu und lacht, doch könnte jeder von uns selbst einmal getäuscht werden. Jeder von uns kann sich verlieben, um am Ende zu merken, der andere hat mich nur benutzt, fühlt nicht im Geringsten dasselbe. Jeder von uns kann von einem Freund enttäuscht werden. Aber Freundschaften können auch dann zerbrechen, wenn man sich gegenseitig etwas nicht vergibt oder der eine den anderen fallen lässt. Auch Orgon hätte ein böses Ende verdient. Doch steht seine Familie zu ihm, selbst im Moment, als alles verloren scheint. Es gelingt Elmire durch

eine List, ihren Mann von der Falschheit Tartuffes zu überzeugen, der Sohn kehrt zurück, und selbst Valère versucht der Familie zu helfen, obwohl er nicht mehr mit der Tochter verlobt ist. Doch alles scheint zu spät.

Natürlich gibt es ein Happy End. Molière verfasste schließlich eine Komödie. Bis diese wohlgemerkt 1664 überhaupt aufgeführt werden durfte, bedurfte es drei Neufassungen. Schließlich war es Ludwig XIV., der sich für Molière einsetzte. »Daher tritt in unserer Inszenierung auch der Sonnenkönig als konfliktauflösendes Element auf«, erklärt Remus. Im Originaltext ist es ein Polizist des Königs.

Unser Louis nimmt sogar Bezug zur aktuellen Spardebatte, lobt das Spiel und lässt verlauten: »Schätzen sollte unser Landesvater solch ein schönes Stadttheater.« Molière ist und bleibt modern, ob 1664 oder heute.

Text: Katharina Deparade

Fotos: Falk Wenzel



Absurd und nichtig

Albert Camus' »Der Fremde«: Ein schlichter Roman, der auch mehr als siebzig Jahre nach Erscheinen seine Tiefen und Zeitlosigkeit beweist.

»Heute ist Mama gestorben.« So beginnt »Der Fremde«. Ein junger Algerier französischer Herkunft ohne Vornamen hört auf den Namen Meursault. Den Tod der eigenen Mutter behandelt er wie irgendein anderes unbedeutendes Alltagserlebnis, und so ganz sicher ist er sich auch nicht, ob sie wirklich heute oder gestern verstorben ist.

Er erzählt sein Leben wie in Momentaufnahmen, ohne gestern und morgen. Er nimmt es so, wie es eben kommt. Immer mit einer Gleichgültigkeit, die dem leidenschaftlicheren Leser schnell auf den Magen schlägt, aber auch seltsam fasziniert. Die höchste Gefühlsregung ist zeitweise eine gewisse Gereiztheit, so etwa bei der Beerdigung der eigenen Mutter, aber auch diese wird rasch wieder von Gleichgültigkeit abgelöst.

Marie, das Mädchen, mit dem er sich trifft, fragt ihn, ob er sie lieben würde. Er sagt, das sei doch egal, es würde ja nichts bedeuten. Trotzdem sei er sich absolut sicher, dass er sie nicht lieben würde. Wenn sie es wolle, könnte man aber trotzdem heiraten. Sie verbringen zusammen Zeit am Strand und schlafen miteinander. Er sagt zu ihr, sie sei schön. Das alles ist ehrlich und irgendwie vollkommen gefühllos.

Meursault ist kein Protagonist, mit dem der Leser sich identifizieren kann, keiner, der als Antiheld polarisiert oder zu dem man aufschaut. Die Menschen um ihn herum sind ihm ziemlich egal, lieber erfreut er sich am Rot des Horizonts unter der sinkenden Abendsonne oder am Gefühl trocknenden Meersalzes auf der Haut.

Eines jedoch ist Meursault in radikalster Weise: von Grund auf ehrlich. Wie sich im zweiten Teil des Romans herausstellen wird, verweigert er sich der Lüge sogar um den Preis des eigenen Lebens.

Stellt sich die Frage: Wie soll man einen solchen Menschen mögen? Und wie soll man ihn zugleich nicht mögen? Meursault aber würde antworten: »Man muss mich gar nicht mögen, *ça m'est égal*, das ist mir egal.«

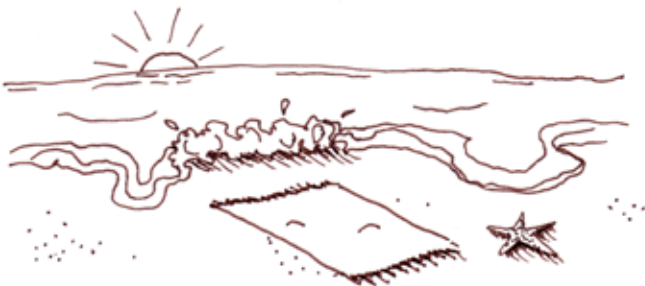
Zwischenzeitlich fühlt sich der Leser, als sei selbst die Handlung des Werkes ein bisschen egal; die Ereignisse wirken zufällig, willkürlich und überflüssig, sinnlos obendrein. Ein leichtlebiger Ausflug an den Strand gemischt mit einigen unglücklichen Zufällen, jedoch macht Meursault schließlich zum Mörder und Angeklagten und zwingt ihn, seine bisher völlig passive Lebenseinstellung zu überdenken.

Die Schlichtheit der Worte, die Monotonie der Zeitform, die spannende, aber trotzdem schnörkellos dargelegte Handlung, all das ist typisch Camus.

Einhundert Jahre alt wäre er im November 2013 geworden. Einhundert Jahre absurder Existenz waren ihm jedoch nicht vergönnt, die seine wurde 1960 abrupt durch einen Autounfall auf dem Weg nach Paris beendet.

Geschrieben 1942, gilt das Werk heute, neben »Die Pest«, zu den bekanntesten Romanen Camus' und als eines der Hauptwerke des Existentialismus. Auf bemerkenswerte Art erkennt der Protagonist Meursault die eigene Geworfenheit in seine Existenz an. Diese ist ein typisches Element des Existentialismus, einer philosophischen Strömung, die in den 1940er-Jahren in Frankreich florierte, die absolute Freiheit und radikale Verantwortung des Individuums ausrief und den Menschen als in eine absurde Welt ohne Sinn geworfen ansah. Neben Albert Camus sind Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir die existentialistischen Gallionsfiguren. Camus hat sich dabei vor allem dem Absurden verschrieben: Wozu leben, wenn alles absurd ist, sinnlos und sowieso irgendwie umsonst?

Er verstand das Leben als Existenz ohne Sinn, die unweigerlich endet und nach der nichts mehr kommt, eine durchweg atheistische Perspektive also.



Der Protagonist ist das perfekte Beispiel einer überflüssigen Existenz. Er hinterlässt keine Spuren, keine Risse, kein prägnantes Gefühl im Leser. Nur so viel: Gegen Ende des Buches bekommt der Name Meursault auch eine Bedeutung, die französischen Worte »Meurs, sot!« sind homophon und bedeuten so viel wie »Stirb, Dummkopf!«.

Der Existentialismus hat bis heute stark an Popularität eingebüßt. Trotzdem ist dieses Buch noch immer als An-

regung für alle zu empfehlen, die auf der ewigen Suche nach dem Sinn oder Unsinn dieses Lebens mal über ihren philosophischen Tellerrand schauen möchten.

Für jeden, der aus dem Französischunterricht noch passable Kenntnisse dieser wundervollen Sprache mitgebracht hat, ist dieses Buch mit seinen rund 140 Seiten übrigens durchaus auch in der Originalfassung zu empfehlen.

Text: Julia Plagentz

Illustration: Marcel Wiessler

- Albert Camus: L'Étranger. Erstausgabe Paris 1942
- In deutscher Übersetzung: Düsseldorf 1948, Reinbek 1990

Das ewige Dilemma des Verlangens

Exkurs in die Gedankenwelt der Sehnsüchte – und was Kräppelchen damit zu tun haben



Das neue Jahr hat gerade begonnen. Zeit, in sich zu gehen und sich mal wieder die eine oder andere philosophische Frage zu stellen. Eine davon ist: Was erfüllt uns wirklich? Oder eher: Sollten wir die Erfüllung überhaupt anstreben?

Ging man noch vor wenigen Wochen am Kräppelchenstand des Weihnachtsmarkts vorbei, so duftete es verführerisch nach den zuckrigen Kalorienbomben. Dennoch stellen die meisten kurz nach dem Erwerb einer Tüte mit dem fetttriefenden, pudersückerbestäubten Gebäck fest, dass der erhoffte Genuss ausbleibt und die Kräppelchen geschmacklich nicht mit ihrem Duft mithalten können. So manchem widerfährt diese Enttäuschung jedes Jahr aufs Neue, so viel unerschütterlicher Optimismus ist ja eigentlich schon wieder bemerkenswert. Das beispielhafte Kräppelchen-Dilemma bringt uns bereits bis zum Kern des Problems. Vielleicht ist keine Sehnsucht in erfüllter Realität wirklich so, wie wir es uns in unseren schönsten Träumen ausmalen.

Jeder Mensch scheint dazu den eben benannten Optimismus in sich zu tragen, erst er befähigt uns, in einigen Situationen nicht völlig am Dasein zu verzweifeln.

Der Mensch muss streben, er braucht einen Antrieb, einen scheinbaren Sinn, irgendwas zum Dranfesthalten eben. Dummerweise ist es erst die Flüchtigkeit aller schönen und wichtigen Dinge, die diese wirklich wertvoll werden lässt. Tragisch ist das!

Vielleicht können wir nur das wirklich wollen, was unerreichbar scheint. Also sehnen wir uns danach.

Hermann Hesse beispielsweise hat viel zu dieser Tragik geschrieben: Bei ihm stand die romantische Liebe im Vordergrund, die magische Erhöhung der Angebeteten, die sich just in dem Moment in Luft auflöst, in dem sie erobert wurde. Nicht umsonst handelten die bewegendsten Liebeslieder und -geschichten von nicht erwidelter oder nicht gelebter Liebe. Er meinte, nur die unerfüllte Sehnsucht sei in der Lage, wahre Kraft und Kreativität freizusetzen, in der Liebe wie in vielen anderen Bereichen des Lebens.

Wir wollen, irgendwas oder irgendwen, und zwar am besten sofort. Sobald wir das Gewünschte aber unser Eigen nennen, verfliegt der Zauber, der das Objekt der Begierde noch kurz zuvor umgab und uns blendete.

Wer also versucht, bereits die Sehnsucht ausgiebig zu genießen, ohne verzweifelt die Erfüllung zu suchen, ist deutlich besser beraten. Die meisten Freuden und Genüsse, derer wir uns während unseres kurzen Lebens erfreuen dürfen und von denen wir uns so viel versprechen, sind von ebenso kurzer Dauer, dass ihre Erfüllung uns oft nie ganz befriedigen kann und uns zeitweise enttäuscht zurücklässt.

Zugegeben, etwas bitter ist das Ganze dann schon, aber bisweilen lebt es sich mit dieser kleinen Portion wehmütigen Schmerzes auch nicht schlecht. Der deutsche Philosoph Ernst Bloch meinte dazu, die Sehnsucht sei wohl »die einzige ehrliche Eigenschaft des Menschen.«

Vielleicht hat er damit recht. Und vielleicht startet man mit einigen dieser Gedanken sogar etwas besser in das kürzlich angebrochene Jahr. Manchmal reicht es aus, sich Träume, Sehnsüchte und Wünsche zu bewahren. Einige davon werden vielleicht erfüllt, von anderen wissen wir, dass sie nie Teil unserer Realität werden können oder für immer der Vergangenheit angehören. Und das ist gut so. Nebenbei kann man sich dann ja auch einmal wieder an all den Dingen erfreuen, die man bereits glücklich sein Eigen nennt und sehr kurzsichtig für selbstverständlich gehalten hatte.

Text: Julia Plagantz
Foto: Christian Schoen

Lucky Lindy hops the Atlantic

Wir befinden uns im New York der Zwanzigerjahre. Anlässlich des ersten Non-Stop-Flugs von New York nach Paris feiern die Menschen im Savoy Ballroom den Piloten Charles Lindbergh.

Auf der ausgelassenen Feier zu Ehren des Atlantiküberquerers ist auch George »Shorty George« Snowden anwesend, der an diesem Tag eine ungewöhnliche und neue Art zu tanzen zeigt. Auf Nachfrage der Journalisten nach dessen Tanzstil antwortet dieser: »I'm doin' the Hop ... the Lindy Hop!«

So oder so ähnlich kam es wohl zu dem Namen »Lindy Hop«, wobei diese Geschichte die Lieblingsvariante der 34-jährigen Johanna, Leiterin des Unisportkurses Lindy Hop, ist. Gemeinsam mit Tobias, 38, bringt sie seit zwei Semestern tanzbegeisterten Studenten den Lindy Hop bei.

Als Weiterentwicklung des Charleston und Vorstufe des Rock 'n' Roll verbindet Lindy Hop tänzerische und akrobatische Elemente zu fetziger Swing-Musik. Tobias, der schon mehrere Jahre der Tanzpartner von Jo-

hanna ist und schon vor Lindy Hop viele Jahre tänzerische Erfahrungen gesammelt hat, erklärt uns gleich zu Anfang, dass es sich bei Lindy Hop um einen »social dance« handelt. Lindy Hop ist eine Tanzrichtung, die Spaß und Sport optimal vereint. Die zwei Hauptelemente des Tanzes, Körperspannung und Führung, sind dabei unabdingbar und bieten eine solide Grundlage zum Tanzerfolg. Aufbauend auf die Grundschriffe führt der Unisportkurs bis hin zu den sogenannten »Aerials« (akrobatische Figuren während des Tanzes). Johanna begeistert am Lindy Hop vor allem das Miteinander sowie das aufeinander Abstimmen, was führen und geführt werden betrifft. Sie kann ganz bei sich selbst sein und fühlt sich wohl, was wiederum sicherlich über die Dauer der Tanzstunde hinaus geht.

Wer nun Lust bekommen hat, das Tanzbein zu schwingen oder dies zu lernen, sollte sich den zu Unrecht viel zu unbekannten Lindy Hop auf jeden Fall für das nächste Semester vormerken.

Beim Sportlerball am 24. Januar war neben vielen anderen Tanzkursen vom Orientalischen Tanz bis Hip Hop auch der Lindy Hop-Kurs beim Programm dabei.

Text: Claudia Czeszewski, Carola Garrecht



Die Wiege des Plastiks

Ein Konzept zur umweltschonenden Kreislaufwirtschaft nennt sich »Cradle to Cradle«.

Plastikkügelchen in der Zahnpasta, Weichmacher im Shampoo und Aluminium im Deospray. Klingt befremdlich, doch das sind nur ein paar der giftigen Stoffe, mit denen unser Körper tagtäglich in Kontakt kommt. Viele der Inhaltsstoffe in unseren Kosmetika und Lebensmitteln kennen wir noch nicht einmal. Zwar gibt es noch keine Langzeitstudien zu den körperlichen Folgen des Gebrauchs solcher Artikel, doch das Gerücht, dass aluminiumhaltige Deos Brustkrebs erregen und sich das Plastik der Verpackungen auf unsere Lebensmittel übertragen soll, hat bestimmt jeder schon einmal gehört. Wenn wir den Kunststoff nicht mehr brauchen, landet er schließlich in Müllverbrennungsanlagen, durch die er wieder in den ursprünglichen Kreislauf gelangt.

Um diesen schädlichen Kreislauf zu durchbrechen, hat Professor Dr. Michael Braungart, wissenschaftlicher Leiter des Hamburger Umweltinstituts, das sogenannte »Cradle-to-Cradle«-Konzept (C2C) entwickelt. Umwelt- und menschenfreundliche Materialien können recycelt werden und dadurch in einem konstanten Rohstoffkreislauf verbleiben. Es wird also nicht von der »Wiege zur Bahre« produziert, sondern von der »Wiege zur Wiege«. Im Gegensatz zum herkömmlichen Recycling wird beim C2C-Konzept, das in den Niederlanden bereits angewandt wird, von Anfang an darauf geachtet, Produkte zu verwenden, die nach ihrer Nutzung recycelt werden können. »Am Ende weiß man, wie man die Materialien voneinander trennen kann«, erklärt Tim Janßen, Geschäftsführer des Vereins »Cradle to Cradle – Wiege zur Wiege« in Hamburg.

Beim sogenannten Upcycling geht es darum, trennbare Materialien zu verwenden, welche in Rohstoffqualität zurückgewonnen und aus denen schließlich wieder neue Produkte hergestellt werden können. Beispielsweise könnte der Verbraucher eine spezielle Waschmaschine bei C2C-Firmen erwerben, die er, wenn sie nicht mehr funktionstüchtig ist, wie-

der zurückgibt. Dadurch können die Materialien weiter verbaut werden. Bei dem Prinzip wird also auf kompostierbare oder wiederverwendbare Materialien geachtet, die die Umwelt nicht verschmutzen. »Die Umweltverschmutzung ist kein Problem der Überbevölkerung, sondern ein Problem des Umgangs mit den Materialien«, so Janßen. »Das Shampoo muss genauso für die Umwelt abbaubar sein wie der Autoreifen.« Allerdings stelle die C2C-Idee keinen Universalansatz dar, da der Einsatz und die Verfügbarkeit von Materialien regional abhängig sind. »Das Wichtigste ist, Materialien zu verwenden, die keinen Müll verursachen und den Menschen nicht krank machen.«

Im Auftrag des 2012 gegründeten Vereins »Cradle to Cradle« hält Tim Janßen zahlreiche Seminare und Vorträge, um die Gesellschaft für die Themen Umwelt und Recycling zu sensibilisieren. In den letzten Monaten haben sich viele Menschen zusammengefunden, die selbst bei C2C aktiv werden wollen und unter anderem in Berlin, Hannover und Stuttgart erste Regionalgruppen gegründet haben. Auch im Raum Leipzig/Halle hat sich eine Regionalgruppe des Vereins zusammengefunden, die unter der Adresse leipzig-halle@c2c-verein.de zu erreichen ist. Aktuell wird der Verein noch von verschiedenen Fördervereinen finanziert, möchte jedoch auch Wirtschaftsunternehmen zur Unterstützung gewinnen.

Auch die Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt, die Janßen im Rahmen ihrer Veranstaltungsreihe »Szenarien für eine ökologische Wende« zu einem Vortrag im Dezember eingeladen hat, zählt Ökologie und nachhaltige Entwicklung zu ihren Schwerpunktthemen. Für die grün-nahe Stiftung stellt die politische Bildungsarbeit einen wichtigen Baustein dar, um mit interessierten Menschen in Verbindung zu treten und politische Handlungsmöglichkeiten zu diskutieren. Mit Buch- und Filmvorstellungen wie »Kampf um Strom« oder »T-Shirts als Pflanzendünger« versucht die Stiftung Menschen



Daniela Zocholl von der Heinrich-Böll-Stiftung

von jung bis alt zu erreichen. Aber auch Menschenrechte, Globalisierung und Geschlechtergerechtigkeit zählen unter anderem zu den zentralen Themen der Veranstaltungen. »Ein Großteil der Besucher sind natürlich Studierende, aber auch Berufstätige«, erzählt Daniela Zocholl, Projektkoordinatorin der Stiftung, »Leute, die etwas in der Welt verändern wollen.« Ziel der politischen Bildungsarbeit sei es, die Menschen zum Nachdenken anzuregen, aber es würde die Stiftung natürlich immer freuen, wenn man jemanden dazu bewegen kann, selbst aktiv zu werden«, so Zocholl.

Text: Mirjam Hruby

Foto: Kulturlabor Trial & Error, <http://www.flickr.com/photos/kulturlabor-trialanderror/8033086091/>

(CC BY-NC-SA 2.0),

Christian Schoen

Der ideale Mann

Martin und Julia diskutieren die heutige Rolle des Mannes und den Maskulismus als neues – und leicht fehlgeleitetes – Pendant zum Feminismus.



Julia: Die erste Frage zum Thema Maskulismus wäre sicherlich: Wie ist denn der »ideale Mann« überhaupt? Die Frage kann natürlich nicht objektiv beantwortet werden, doch gibt es ja in der Gesellschaft gewisse Attribute, die ein Mann vorgeblich mitbringen muss. Er sollte zunächst ein Alphamännchen sein, sowohl körperlich als auch intellektuell. Dann sollte er eher rational als emotional sein, der finanzielle Versorger der Familie, der Frau übergeordnet, aktiv, stark und sexuell potent.

Martin: Offiziell gibt es solche Anweisungen natürlich nicht, außer in rechtsextremen Kreisen und gewissen Studentenverbindungen. Doch latent sind diese Vorstellungen immer noch vorhanden, sowohl bei Männern als auch bei Frauen. Es scheint eine gera-

dezu instinktive Bereitschaft da zu sein, einen Alphamann in leitende Positionen zu setzen.

Julia: Ich glaube auch, dass dieses Bild von beiden Geschlechtern mehr oder weniger unterbewusst unterstützt wird. Die meisten Frauen wünschen sich tatsächlich einen Mann, der eben ein wenig älter, größer und erfolgreicher ist, also zumindest leicht über ihnen steht. Aber besonders in den letzten zehn Jahren ist das Problem wieder stark in den Fokus getreten. Heute, wo immer stärker emanzipierte Frauen in viele vormals männlich dominierte Bereiche vorgedrungen sind und für Männer durchaus eine Konkurrenz darstellen, ist die Ansicht, die alte Vormachtstellung wiederherzustellen zu müssen, zum Motiv der Maskulisten geworden. Anscheinend muss sich immer ein Geschlecht als benachteiligt ansehen. Generell aber sollte man die Stärken und Schwächen jeder einzelnen Persönlichkeit unabhängig vom Geschlecht anerkennen, um ein fruchtbares und konstruktives Miteinander zu fördern.

Martin: Da stimme ich zu. Das ist etwas, dass in den Siebzigern von der Männerbewegung ebenfalls gefordert wurde: man wollte mit überholten Rollenbilder auch auf männlicher

Seite aufräumen. Die Männerbewegung heute steht dem Feminismus eher feindselig gegenüber: für sie ist eine feministische Frau unattraktiv, kriegt keinen Mann ab, hat eine schwierige und überintellektuelle Persönlichkeit und möchte dem Mann ihre geschlechtlichen Eigenschaften aufdrängen. Was würdest du denken, welche Eigenschaften das sind?

Julia: Nun, ich glaube, die »typisch weiblichen« Attribute sind ebenso sozial konstruiert wie die »typisch männlichen«, auch wenn man gewisse biologische Aspekte davon ausnehmen kann. Eine Frau gilt als gefühlsbetonter, kommunikativer, passiver, nicht aggressiv, vorsichtiger und vernünftiger. Ich denke, dass jeder Mann diese Eigenschaften ebenso verkörpern kann und viele Männer dies auch tun, es gehört eben nur einiger Mut dazu, da ein sensibler Mann häufig als »verweiblicht« abgestempelt wird. Das finde ich schade. Ebenso verfügen aber auch Frauen oft über als typisch männlich angesehene Eigenschaften wie Führungsqualität oder eine gewisse Zähigkeit. Damit scheinen sie aber weniger Probleme zu haben, da sie dann ja die als eher positiv konnotierten männlichen Verhaltensweisen aufzeigen, die wiederum förderlich für die Karriere sind.

Martin: Dem kann ich nicht ganz zustimmen. Männer dürfen auch unter Männern kommunikativ und leidenschaftlich sein – sie dürfen nur nicht ihre eigene Schwäche herauslassen. Sie müssen immer alle Lebenslagen im Griff haben und als selbstbewusst rüberkommen. Würdest du sagen, dass Frauen dieses selbstsichere Auftreten nicht irgendwo wünschen?

Julia: Ich denke, da lastet auf Männern ein deutlich größerer sozialer Druck. Der Begriff »Selbstbewusstsein« ist meiner Ansicht nach schwer zu definieren. Ein Mensch, egal ob Mann oder Frau, ist nicht per se selbstbewusst, sondern in verschiedensten Situationen mehr oder weniger selbstsicher – oder eben auch unsicher. Wenn wir uns aber darauf einigen, dass je-

mand Selbstbewusstes im Groben mit sich selbst zufrieden ist und eine positive Lebenseinstellung an den Tag legt, dann kann ich sagen, dass Frauen solche Männer sicherlich bevorzugen. Umgekehrt ist das doch sicher auch der Fall. Aber dann ist dieses »Selbstbewusstsein« ja auch keine negative chauvinistische Eigenschaft, sondern eine, die das Leben allgemein erleichtert. Ein selbstbewusster Mann hat es nicht nötig, die eigene Maskulinität permanent zur Schau zu stellen und Frauen herabzusetzen.

Martin: In diesem Zusammenhang finde ich die Frage wichtig, wie man dieses Selbstbewusstsein ausbildet. Ich habe neulich einen Artikel vom Krimiautor Léon de Winter gelesen, in dem er betont, wie sein Sohn ohne sein Zutun typisch männliche Vorlieben entwickelt habe: in diesem Fall die Lust an Bewegung und aggressiven Umgangsformen, mit denen er in der Schule eher aneckt. Diese Eigenschaften würden von der Schule heutzutage einfach nicht mehr akzeptiert.

Julia: Das stimmt vollkommen. Die Schule heute wird nicht umsonst als »Frauenschool« betitelt, in der Jungen als sozial defizitär, das heißt lernfaule und verhaltensauffällige Kinder, gesehen werden. Nicht nur der überdurchschnittlich hohe Anteil der weiblichen Lehrkräfte und das Fehlen männlicher Vorbilder im Vorschulbereich trägt dazu bei, sondern auch das Unterrichtsprofil, das wenig der Natur der meisten Jungen entspricht. Jungen brauchen mehrheitlich mehr Bewegung und sind lieber praktisch und schaffend tätig, als allein symbolische Wissensinhalte aufzunehmen. Daher sind die Schulleistungen der Jungen auch durchschnittlich schlechter und heterogener verteilt. Dahingehend muss sich die Schule mehr in Richtung der Jungen öffnen, damit diese gefestigte Persönlichkeiten werden können.

Martin: Ich weiß nicht, ob das mir persönlich zusagen würde, weil ich mich eher als Ausnahme von der männlichen Regel betrachte und das Wissen dem praktischen Schaffen vorziehe. Es ist eher, wie du bereits vorhin gesagt hast: dass man die individuellen Eigenschaften eher unabhängig vom Geschlecht fördert. Wenn es Herrn de Winters Sohn eben vorzieht, wie ein Neandertaler auf dem Sportplatz rumzuhüpfen, soll er das tun. Aber das sollte nicht dazu führen, dass dies auch anderen aufgezwungen wird.

Julia: Jeder hat eben andere Vorlieben und mit dieser Vielfalt muss die Gesellschaft besser umzugehen lernen. In vielen Bereichen sind Männer tatsächlich benachteiligt oder werden unbewusst nicht berücksichtigt. Beispielsweise im Erzieherberuf, in Sorgerechtsangelegenheiten oder als Homosexuelle. Dadurch sehen sie sich mit Problemen konfrontiert, die nur durch die eingefahrenen gesellschaftlichen Denkmuster entstehen konnten. Mit weniger kurzsichtigem, anachronistischem Denken und einer Portion Selbstbewusstsein sowie Selbstironie wäre diese ganze Maskulinitätsdebatte hinfällig.

*Text: Julia Plagantz, Martin Wohlgefahr
Foto: Christian Schoen*

Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

Mahlzeit

Wer sich über die Themen »Ernährung und Lebensstile« informieren möchte, sollte sich die Termine der nächsten Veranstaltungsreihe der Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt in seinen Planer kritzeln. Am 6. Februar referiert unter anderem die Kieler Umweltethikerin Dr. Lieske Voget-Kleschin darüber, wie bewusster Fleischkonsum aus ethischer Sicht zu bewerten ist. Außerdem gibt es am 25. Februar einen Film zu der weltweiten Slow Food Bewegung, welche auf eine bewusste Ernährung mit regionalen, fairen Produkten achtet. Ein weiterer Kurzfilm folgt am 12. März, welcher die Auswirkungen der industriellen Massentierhaltung weltweit thematisiert. Bei der Abschlussveranstaltung am 25. März soll schließlich unter dem Motto »Wie wird die Stadt satt?« diskutiert werden, wie die Lebensmittelversorgung der Städte in Zukunft aussehen kann.

Des Rätsels Lösung

Konntet Ihr alle Zielobjekte aus *hastuzeit* 51 identifizieren? Der Präsident ließ beobachten:

ALLE, BANKDATEN, BRASILIEN, CIA, DICH, EU, FACEBOOK, FRANKREICH, GOOGLE, HASTUZEIT, HOLLANDE, MERKEL, MICH, VERBUENDETE, WIRTSCHAFT
Außer Konkurrenz liefen: NSA, TERRORISTEN

Unisport in den Ferien

Für Sportliebhaber bietet das Unisportzentrum ein Sportprogramm für die Semesterpause (3. Februar bis 11. April) an. Anmelden könnt ihr euch auf www.usz.uni-halle.de

ASQ und Du

Auch im kommenden Sommersemester gibt's wieder unsere ASQ »Studierende schreiben für Studierende«. Wer also Lust hat, sich bei uns zu engagieren und dazu noch die ASQ-Punkte zu sammeln, kann uns eine Mail schreiben, mittwochs um 20 Uhr im Stura-Gebäude vorbeikommen und uns kennen lernen. Als Photograph oder Autor eigener Artikel kannst Du bei uns aktiv werden. Wir layouten mit InDesign, auch hier kann man sich also wertvolle Softskills erwerben.

Respekt

Zum dritten Mal findet eine »Woche für mehr Vielfalt« in Halle statt. Vom 17. bis 22. März 2014 werden in einem Ladengeschäft in der oberen Leipziger Straße Workshops, Filmvorführungen, Diskussionen und Ausstellungen angeboten. Die Veranstaltungen thematisieren unter anderem Rechtsextremismus, Homophobie und Transkulturalität.

Zivilklausel

Mit Rüstungsforschung an deutschen Universitäten beschäftigt sich ein neugegründeter Stura-Arbeitskreis. Der »AK Zivilklausel« will mit Veranstaltungen und Broschüren eine Debatte an der Martin-Luther-Universität in Gang setzen.

<http://www.stura.uni-halle.de/ak-zivilklausel/>
Siehe auch: <http://hastuzeit.de/tag/zivilklausel/>

Monstronale

Das internationale Kurzfilmfestival präsentiert vom 4. bis 6. April 2014 Animationen, Realfilme und Dokumentationen zum Thema »Glaubensfragen / a question of belief«. Die Filmemacher unter Euch können sich auch selbst beteiligen und noch bis 14. Februar Beiträge einreichen.
www.monstronale.org

- Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an redaktion@hastuzeit.de und erkläre uns kurz und knackig Dein Projekt!



gefördert vom Studierendenrat der MLU

Rätsel

Hannes ist Student in Halle und ein Partylöwe. In diesem Hefträtsel geht's um seine verrückteste Nacht, die er je in Halle erlebt hat.

Als er am Morgen verkatert aufwacht, versucht er den Abend zu rekonstruieren. Fest steht, er hat wahnsinnig viel erlebt, aber daran erinnern, wo er überall gewesen ist, kann er sich irgendwie nicht mehr. Aber da sind noch ein paar merkwürdige, etwas surreale Details.

Vervollständigt seine Geschichte, und Ihr könnt sogar Theaterkarten fürs Neue Theater gewinnen. Dafür schickt Ihr ein-

fach eine Mail mit dem Lösungswort an redaktion@hastuzeit.de. Die Nummern geben die Buchstaben an, die Ihr sammeln müsst. Einsendeschluss ist der 15. März 2014, der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Hannes weiß noch, dass der Abend in der **(a)** begonnen hat. Er hat sich hier mit zwei alten Freunden getroffen, und Freundschaft wird in diesem Club stets groß geschrieben.

Als nächstes war Hannes ziemlich weit im Norden, daran kann er sich erinnern, und irgendwie glaubt er, Elefanten tröten gehört zu haben. Er war wohl in der **(b)**.

Lange hat es ihn dort aber nicht gehalten. Nachdem die ersten beiden Pläne des Abends zwar nett, aber nicht das Nonplusultra waren, wurde es Zeit für das **(c)**.

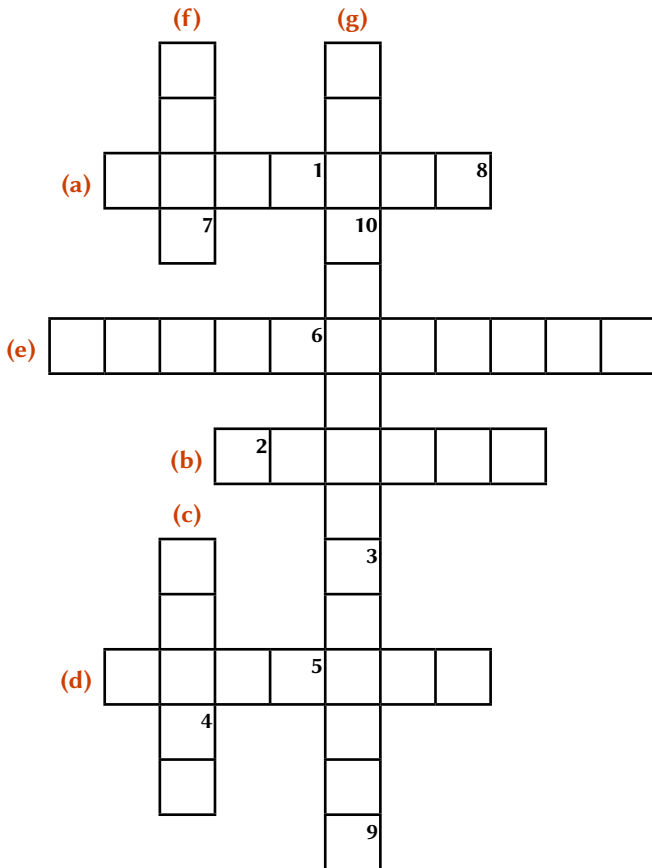
Doch für mehr als zwei Bier hat es auch dort nicht gereicht, es ging relativ schnell weiter. Doch auf dem Weg in die **(d)** hätten ihn vor dem »don't worry be curry« fast zwei Gabelstapler über den Haufen gefahren.

Auf diesen Schreck hat es Hannes dann doch nicht bis dorthin geschafft. Stattdessen fühlte er seine Kräfte direkt gegenüber im **(e)** – moralisch korrekt – vegetarisch wieder aufblühen.

Dort hat Hannes zwei abgefahrenen Typen getroffen, die standhaft behaupteten, im **(f)** zu Hause zu sein, schließlich seien sie zusammen anderthalb Ritter. Krass, aber kein Grund, den angebotenen Pfeffi auszuschlagen. Dann ging's weiter.

Und hier wurde es dann richtig abgefahren. Im letzten Club des Abends gackerte es ständig »Ooohh New York, oohh New York« hinter der Tür. Verrückt. Doch im **(g)** war die Musik dann doch nach Hannes' Geschmack, und diese einmalige Nacht endete noch lange nicht.

(Umlaute = Umlaute; Zahlen = Ziffern)



Lösungswort

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----